

# Buchbesprechungen

## Widerstand und Kollaboration in Belgien

Was bei diesem Buch sofort ins Auge fällt, ist der Titel der deutschen Ausgabe: „Weil der Mensch erbärmlich ist.“ Durchgestrichen. Ein ungewöhnliches grafisches Mittel, um auf die Ambivalenz der Roman-Figuren hinzuweisen. Ja, der Mensch ist erbärmlich, aber er ist auch erbarmungswürdig, weil er sich in einer Zeit voll Angst und Verfolgung unsicher und alleingelassen fühlt. Ab wann ist der Mensch, der sich in Kriegszeiten aus den Wirren heraushalten will, ein Mitläufer? Ab wann macht er sich schuldig?

Der flämische Originaltitel ist inhaltlich nicht so stark aufgeladen. Er heißt einfach „Wil“, nach seiner Hauptperson Wilfried Wils. Er erzählt uns die Geschichte seines Lebens aus der Perspektive seiner nun 90 Jahre. In der Zeit des Zweiten Weltkriegs, als Belgien von den Deutschen besetzt war, diente er als Hilfspolizist der SS in seiner Heimatstadt Antwerpen. Die Geschehnisse von damals haben sein Schicksal geprägt – bis in diese letzten Tage, an denen er seinem Ur-Enkel von damals erzählt.

1941 war Wil gerade erst 20 Jahre alt. Sein Kumpel Lode und er melden sich bei den neuen Herren des Landes für eine Arbeitsstelle an. Der Job bei der SS erscheint immer noch besser als die Aussicht, als Fremdarbeiter nach Deutschland verfrachtet zu werden. Das Paradoxe ist nun: „der junge Kerl hilft als Bulle dabei, Leute festzunehmen, die versuchen, ebendiesem Arbeitsdienst zu entgehen.“ Eigentlich möchte Wil ein Dichter sein; Literatur interessiert ihn mehr als Politik. Von seinem Naturell her ist er ein Skeptiker und Zauderer: Wie soll er es mit den deutschen Besatzern halten? So wie viele Menschen – zumal im flämischen Belgien –, die angesichts der Deutschen im Lande am liebsten „selber Deutsche wären“? Herrenmenschen? So weit mag er nicht gehen. Aber auch Widerstand gegen die Okkupation ist keine Option für ihn. Er will sich durch die Linien hindurch lavieren.

Das kann nicht gelingen. Zunächst erleben wir, wie Wil und Lode den Deutschen helfen müssen, jüdische Familien aufzuspüren, die abtransportiert werden sollen. Die Szene ist abstoßend: die Besatzer von Hass getrieben und brutal, ihre Helfer – Wil und Lode – zittern zwischen Angst und Anpassung. Lode kommt einem geprügelten Kind der jüdischen Familie zu Hilfe; als der deutsche Bewacher ihn dafür bestrafen will, kommt Wil seinem Freund zur Hilfe und fällt dem Deutschen in den Arm. Für einen Moment beweist Wil Mut. Aber was ist im nächsten Augenblick?

Später werden die beiden Freunde von den Besatzern angewiesen, solche Aufgaben in eigener Regie zu übernehmen. Sollen sie nun den Dienst verweigern und Juden schützen oder zumindest warnen? Wil spürt jetzt, wozu ein Mensch in der Lage ist, wenn er sich unter existenziellem Druck fühlt: Er handelt erbärmlich und ist erbärmlich. Er verrät, was ihm wichtig ist, denn er will seine eigene Haut retten. Also riegeln die beiden jungen Männer das Stadtviertel ab, so wie es ihnen befohlen wird – „wie vor einem sportlichen Großereignis“, um die jüdischen Bewohnerinnen und Bewohner für den Abtransport zusammenzutreiben.

So wie Wil und Lode arrangieren sich viele in Antwerpen mit dem Besatzungsregime. Wils Vater frohlockt, als die deutsche Wehrmacht in Russland einmarschiert: „Dachtest Du etwa, die Deutschen würden mit diesen Barbaren aus dem Osten gut Freund bleiben? ... Hitler zeigt mal wieder, was er drauf hat!“ Der Vater ist bester Laune, denn er hat wieder eine Arbeit – von deutschen Gnaden. Da macht er doch ohne Zögern das Zugeständnis, der deutschfreundlichen nationalen Bewegung Belgiens beizutreten. Ist er ein Kollaborateur? Ein Mitläufer? Ein erbärmlicher Mensch?

Jeroen Olyslaegers, 1967 geboren und Autor einer Reihe viel gelobter Romane, geht großen Fragen nach. Wie verhalten sich Menschen in Zeiten, in denen ihr moralischer Kompass nicht mehr funktioniert? Was bedeutet es, den „Dreckskerl in sich“ zu spüren? Zu wissen, dass jede und jeder in der Lage sein könnte, ein Unmensch zu werden? Sein Bild auf die geliebte Stadt Antwerpen und ihre Bürger ist schonungslos. Es gibt viele Grautöne in ihrem Handeln, viele Momente des Dazwischen-Seins, aber im Nachhinein auch eine klare Sicht. Verzeihen kann der Autor auch aus der Distanz vieler Jahrzehnte nichts. Verstehen aber schon.

Olyslaegers' Erzählung verlangt dem Leser Konzentration ab. Die Geschichte spannt einen Bogen über mehrere Generationen. Sein Held Wil wird letztlich nicht der Dichter, der er sein wollte; sein Familienleben ist selten harmonisch, und ob es den Ur-Enkel, dem er das alles erzählt, tatsächlich gibt, bleibt offen. Wer sich auf die Spuren des (flämisch schreibenden, von Isabel Hessel und Gregor Seferns ausgezeichnet übersetzten) Autors begibt, wird vielfach belohnt: Zu lesen gibt es eine spannende Geschichte mit sehr eigenem „Sound“ und tiefe Einblicke in die Geschichte unseres Nachbarlandes. Belgien wurde innerhalb eines Jahrhunderts zweimal von den Deutschen überrollt. Belgien hat zweimal gelitten. Olyslaegers zeigt in seinem Roman, dass es trotzdem kein Ausruhen in der Rolle des Opfers geben kann. Vor allem aber führt er uns vor Augen, wie schnell und umstandslos wir alle – gleich in welchem Land und zu welcher Zeit – aus der Bahn geworfen werden können.

**Jeroen Olyslaegers: Weil der Mensch erbärmlich ist. Köln: Dumont Buchverlag, 2018**

Gabriele Prein

## Frankfurt in der Ära Landmann

Nicht nur Frankfurterinnen und Frankfurter ist die Ludwig-Landmann-Straße ein Begriff. Auch im übrigen Hessen kennen die meisten sie, vor allem durch Verkehrsmeldungen. Doch wer war der Namensgeber dieser bekannten Straße in der Main-Metropole, die 1947 von Hindenburgstraße in Ludwig-Landmann-Straße umbenannt worden ist?

Dieser Frage ist Wilhelm von Sternburg in seinem Porträt über eben diesen Ludwig Landmann nun nachgegangen und füllt damit ein Forschungsdesiderat der Frankfurter Stadtgeschichte.

Ludwig Landmann war von 1924 bis 1933, in der schwierigen und turbulenten Zeit der Weimarer Republik, Oberbürgermeister von Frankfurt. Die jüdische Familie Ludwig Landmanns stammte aus Schifferstadt, nicht weit entfernt von den Städten Mannheim und Ludwigshafen, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen rasanten wirtschaftlichen Aufschwung erlebten. Die eher ländlich geprägten Landmanns zog es daher auch bald in die prosperierende Stadt Mannheim, wo der Vater Moritz 1867 Rosa Kaufmann, die Tochter eines jüdischen Bäckermeisters, heiratete und eine Tabakagentur gründete. Wann genau Ludwig geboren wurde, erfährt man leider nicht, da muss man Wikipedia zu Rate ziehen (18.05.1868), auch nicht, wie viele Geschwister er hatte, lediglich auf Seite 52 wird ein Bruder namens Joseph erwähnt. Im liberalen Mannheim aufwachsend, das von einem fortschrittlichen Bürgertum geprägt wurde, besuchte Ludwig das Gymnasium und macht 1886 sein Abitur. An den Universitäten München, Heidelberg, Mannheim und Berlin studierte er anschließend Jura. 1890 legte er sein erstes juristisches Staatsexamen in Heidelberg ab und trat anschließend als Rechtspraktikant und Beamter in

## Neuzugänge

Siegfried Mielke, Stefan Heinz: Alwin Brandes (1866 – 1949). Oppositioneller – Reformen – Widerstandskämpfer. Gewerkschafter im Nationalsozialismus. Verfolgung – Widerstand – Emigration, Band 9. Berlin: Metropol, 2019

Helga W. Schwarz (Hg.): Keine Märchen. Frauen erzählen Geschichte(n). Berlin: NORA, 2019

Haus der Geschichte Baden-Württemberg (Hg.): NS-Justiz in Stuttgart. Katalog zur Dauerausstellung des Hauses der Geschichte Baden-Württemberg. Stuttgart: Haus der Geschichte Baden-Württemberg, 2019

Bernhard Nette: Ausplünderung: Bergedorfer Juden und das Finanzamt. Beispiele von NS-Verfolgung und „Wiedergutmachung“. Hamburg: VSA, 2019

Sebastian Elsbach: Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold. Republikschutz und politische Gewalt in der Weimarer Republik. Stuttgart: Franz Steiner, 2019

A.S. Sarhangi: Jüdischer Widerstand im US-Amerikanischen Kino. Vom Nutzen der Filmfiktion für die Geschichtswissenschaft. Berlin: Walter de Gruyter, 2019

Norman Warnemünde: Erinnerungsstücke aus Ravensbrück. Geschichte(n) in zehn Objekten. Berlin: Metropol, 2019

Herbert Renz-Polster: Erziehung prägt Gesinnung. Wie der weltweite Rechtsdruck entstehen konnte – und wie wir ihn aufhalten können. München: Kösel, 2019

Magnus Pahl, Armin Wagner (Hg.): Der Führer Adolf Hitler ist tot. Attentat und Staatsstreichversuch am 20. Juli 1944. Ausstellungskatalog des MHM Dresden (4. Juli bis 3. Dezember 2019)

Ilse Werder: Neues von gestern – Frisches für morgen. Hanau – Der weite Weg zu Recht und Freiheit. Demokratisches Lesebuch 1820 – 2020. Gelnhausen: Kürle, 2018

Alois Ecker u.a. (Hg.): Historisches Lernen im Museum. Frankfurt: Wochenschau, 2018

Christoph Wilker: Und wieder war ich gerettet. Wie Alex Ebstein die Konzentrationslager Auschwitz, Sachsenhausen und Flossenbürg überlebte und zu einem erfüllten Leben fand. München: Volk, 2019

Bildungswerk Stanislaw Hantz, Forschungsstelle Ludwigsburg der Universität Stuttgart (Hg.): Fotos aus Sobibor. Die Niemann-Sammlung zu Holocaust und Nationalsozialismus. Berlin: Metropol, 2020

## Neuzugänge

Nathalie Geyer, Mareike Wacha: „Man wird ja wohl noch sagen dürfen ...“. Zum Umgang mit demokratiefeindlicher und menschenverachtender Sprache. Informationen und Arbeitsmaterialien des Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg Ulm e.V. Ulm, 2020

Gudrun Silberzahn-Jandt, Josef Naßl: „... Aber ich hoffe, dass ich nicht verloren bin.“ Gedenkbuch für die Opfer von NS-Zwangssterilisation und „Euthanasie“-Morden. Ulm: Klemm+Oelschläger, 2020

Initiative Gedenkort Stadthaus (Hg.): Das Stadthaus in Hamburg. Zentrum von Terror und Unterdrückung 1933 bis 1943. Das Ringen um einen würdigen Gedenk- und Lernort. Hamburg, 2019

Iris Bergmiller-Fellmeth, Elisabeth Leuschner-Gafga, Initiative 9. November (Hg.): Displaced Persons – Vom DP-Lager Föhrenwald nach Frankfurt am Main. Mit einem Vorwort von Dieter Graumann. Frankfurt: Brandes & Apsel, 2019

Annegret Schüle u.a.: Paul Schäfer. Erfurter Kommunist, ermordet im Stalinismus. Erfurt: Landeszentrale für politische Bildung Thüringen, 2019

Gustav Flohr: Noch ein Partisan. Ein Remscheider Kommunist, Klempner, Spanienkämpfer und Bürgermeister. Ediert von Jörg Becker. Bonn: J.H.W. Dietz Nachf. GmbH, 2020.

Norbert Giovannini (Hg.): Stille Helfer. Eine Spurensuche in Heidelberg (1933 – 1945). Heidelberg: Kurpfälzischer Verlag, 2019

Matheus Hagedorny: Georg Elser in Deutschland. Freiburg: ça ira, 2019

Heiko Schulze: Unsere Erste. Alwine Wellmann. Osnabrücker Abgeordnete und Vorkämpferin für Frauenrechte (1891 – 1966). Stationen eines bewegten Lebens. Vechta: Geest Verlag, 2018

Samuel Salzborn: Kollektive Unschuld. Die Abwehr der Shoah im deutschen Erinnern. Leipzig: Hentrich&Hentrich, 2020

Hanna Eckhardt, Dieter Eckhardt: „Hitler hat ihn umgebracht.“ Der Sozialpolitiker Hans Maier (1889 – 1937). Leipzig: Hentrich&Hentrich, 2020

die Dienste seiner Heimatstadt und absolvierte im gleichen Jahr seinen einjährigen Militärdienst. Bis zu seinem Wechsel als Wirtschaftsdezernent nach Frankfurt 1917 hatte er sich in seiner Heimatstadt einen Namen gemacht, obwohl er als Jude bei der Bürgermeisterwahl durchfiel. Vor seinem Wechsel nach Frankfurt trat er aus der jüdischen Glaubensgemeinschaft aus.

Es überrascht, dass bisher so wenig über diesen Frankfurter Oberbürgermeister bekannt und veröffentlicht worden ist. Wilhelm von Sternburg möchte mit seinem Porträt diese Lücke schließen. Dies ist kein leichtes Unterfangen, denn die Quellenlage zu Landmann ist sehr spärlich, wie von Sternburg zu Beginn des Buches deutlich macht. Nur wenig persönliche Korrespondenz ist von ihm überliefert, so dass sich der Autor überwiegend auf die Aussagen von Zeitgenossen, auf Reden, Denkschriften und Aufsätze bei seinem Porträt berufen muss. Und genau dies macht letztendlich auch die Schwäche des Buches aus: Der Mensch Ludwig Landmann wird bei der Lektüre nicht wirklich greifbar, bleibt merkwürdig fremd und unnahbar, so dass die Erwartungen an dieses Buch zum großen Teil nicht erfüllt werden. Das Porträt von Wilhelm von Sternburg ist eher eine kleine Frankfurter Stadtgeschichte, in der Ludwig Landmann als Wirtschaftsdezernent und Oberbürgermeister in Erscheinung tritt. Ein Titel wie „Frankfurt in der Ära Ludwig Landmann“ wäre passender gewesen.

Auf den wenigen Fotografien schaut uns ein etwas verschlossen und mürrisch wirkender älterer und ein wenig korpulenter Herr entgegen, von von Sternburg als „sperrige Persönlichkeit“ bezeichnet. Nur selten blitzt etwas von Menschen Landmann durch, wie etwa in den Auseinandersetzungen über den Betrieb der Messehallen in der Stadtverordnetenversammlung, bei der Landmann bewusst den Volksvertretern die Kontrolle vorenthalten will, um zu verhindern, dass die Aktivitäten der städtischen Betriebe ständig von politischem Streit und bürokratischen Bedenken ausgebremst werden. Auch seine Eigenheiten als Rathauschef, sein strikt geregelter Tagesablauf, seine Menschenseu und seine Liebe zu Musik und Theater werden thematisiert.

Viel erfährt man über die Akteure im Frankfurt der Weimarer Zeit und die baulichen Projekte. Landmann holte bekannte und berühmte Leute, wie Ernst May, um seine Visionen einer fortschrittlichen und modernen Stadt mit einer ausgeprägten Kulturszene zu verwirklichen, was ihm auch zum größten Teil gelingt. Doch manchmal kann man sich beim Lesen nicht des Eindrucks erwehren, dass Ludwig Landmann doch sehr seinen persönlichen Vorlieben wie Kunst, Musik und Theater frönte und mehr Spielraum einräumte als den Bedürfnissen der Bevölkerung. Doch gerade dieses zwiespältige Bild des ehemaligen Oberbürgermeisters macht den Menschen so interessant. Gerne würde man mehr von ihm erfahren. Dass er ein durch und durch demokratischer Politiker war, der die Weimarer Republik verteidigte, wird in diesem Buch sehr deutlich. Gerade gegen Ende seiner Amtszeit, als die Nationalsozialisten immer stärker wurden und ihn bekämpften, stand er unverbrüchlich hinter Deutschlands erster Demokratie.

Umso bitterer ist sein Abgang aus der Main-Metropole 1933. Er musste vor den Nationalsozialisten, die auch in Frankfurt das Zepter in die Hand genommen hatten, nach Berlin fliehen und im holländischen Exil, seine zweite Frau kam aus den Niederlanden, um seine Pension kämpfen. Arm, krank und einsam starb Ludwig Landmann dort im März 1945, kurz vor Ende des Krieges.

Wilhelm von Sternburg hat zu Recht diesen großen Frankfurter Bürgermeister der Vergessenheit entrisen. Dafür gebührt ihm großer Dank.

**Wilhelm von Sternburg: Ludwig Landmann. Ein Porträt. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 2019**

Monika Hölscher

## Widerstand gegen Nazi-Besatzung und Vichy-Regime

Das Buch startet mit Vorgeschichte und Beginn des 2. Weltkriegs. Wichtige Entwicklungen in Frankreich sind: Ein rechtsextremer Putschversuch 1934 wird abgewehrt; gesellschaftliche Mobilisierung führt zur Volksfront 1936–38 mit großen sozialen Fortschritten; außenpolitisch nähert sich Frankreich der britischen Appeasement-Politik an (Münchener Abkommen). Nach dem NS-Überfall auf Polen reagieren die Schutzmächte verbal, aber nicht militärisch. Der deutsche „Blitzkrieg“ im Westen führt zu schneller deutscher Besatzung im Juni 1940. Frankreich wird in eine militärisch besetzte Zone im Norden und eine unbesetzte im Süden geteilt.

Das „Debakel“ war nicht nur eine militärische Niederlage und politische Katastrophe, sondern führt zu einer tiefen Identitätskrise der Nation. Als verantwortlich werden neben der Armeeführung teilweise die „Republik“ oder „die Parteien“ gesehen. Wenig später wird die Republik durch ein autoritäres Regime unter dem greisen Marschall Pétain ersetzt. Sitz ist der Kurort Vichy im nicht besetzten Süden. Er verspricht Ordnung und will das Volk vor allzu hartem Eingreifen der Deutschen schützen – durch ein „geregeltes Miteinander“, das bald immer tiefer in die deutsch dominierte „Kollaboration“ versinkt, z.B. Mithilfe bei der Verfolgung von Widerstand und der Deportation von Juden. In dieser Lage herrscht überwiegend Abwarten. Erste Aufrufe mit der Forderung, die Niederlage nicht hinzunehmen sondern den Kampf fortzusetzen, so von de Gaulle aus London, ähnlich Michelet (Sozialkatholik) und Tillion (KPF), werden von wenigen wahrgenommen.

Der Autor beschreibt plastisch, wie sich aus individueller Kritik und Protest (Diskussionszirkeln, Handeln einzelner, handgemalte Streuzettel) nach und nach verschiedene, vielfältige und oft unkoordinierte Formen und Träger/-innen des Widerstands entwickeln: Flugblätter und Untergrundzeitungen, Fluchthilfe, Unterbringung, Papiere für bedrohte Menschen (z.B. von der Gestapo Gesuchte, alliierte Piloten, jüdische Menschen), Weiterleiten in die unbesetzte Zone, in die Schweiz oder nach England; Nachrichtendienst und Ausspionieren von Truppenstärke und militärischen Bauten. Erste öffentlich wahrnehmbare Aktionen sind: Trotz deutschen Verbots marschieren tausende Schülerinnen und Schüler und Studierende am 11. November 1940 (Tag des Waffenstillstands im 1. Weltkrieg) zum Pariser Triumphbogen, viele werden verhaftet. Im Juni 1941 streiken Bergleute im nordfranzösischen Kohlerevier, sie treffen auch die deutsche Kriegsindustrie. Frauen protestieren in „Hungermärschen“ gegen Lebensmittelknappheit.

Widerstandsbewegungen und -netze entstehen, meist nach politischen Orientierungen. Auftrieb gibt es nach der Niederlage der Wehrmacht vor Stalingrad, der alliierten Landung in Nordafrika und durch die auf deutschen Druck von Vichy beschlossene Zwangsarbeit für die deutsche Kriegsindustrie 1942/1943. In dieser Phase gelingt die Einigung der Widerstandsbewegungen. Nach der alliierten Landung in der Normandie im Juni 1944 greifen Widerstandsgruppen die Nachschubwege und Kommunikation der Wehrmacht an (Sabotage an Gleisen, Lokomotiven, Telefonleitungen). Anschläge auf Wehrmachtkonvois in Guerillataktik mehren sich. Deutsche Militäraktionen gegen Partisanen mit Angriffen auf die Zivilbevölkerung (z.B. in Oradour) können den Widerstand nicht wirklich eindämmen. Einzelne Städte und Dörfer kann die Résistance aus eigener Kraft befreien (z.B. Ajaccio), bei vielen ist sie mit dabei (z.B. Paris, Toulouse).

Der Autor geht auf entscheidende Aktionen von Frauen sowie den Beitrag von Ausländer/-innen (z.B. Italiener, Polen, Spanier, Deutsche, jüdische Kämpfer), die auch für die Befreiung ihres Landes vom Faschismus oder deutscher Besatzung kämpften. Er hebt die Bedeutung von Künstlern und Schriftstellern hervor (z.B. Aragon, Éluard, Vercors).

Was sind die bedeutsamsten Unterschiede? Der deutsche Widerstand musste gegen die „eigene“ Regierung kämpfen, der französische gegen eine Besatzungsmacht und ihre Kollaborateure. Die Résistance hat neben den Alliierten zur Befreiung Frankreichs – und auch Deutschlands – von den Nazis beigetragen; der deutsche Widerstand hat aus eigener Kraft den Faschismus nicht besiegen können. Das hat das jeweilige politische Gewicht der Akteure und ihrer Verbände nach der Befreiung beeinflusst.

P.S. Schneider verweist auch auf den Reiseführer des Studienkreises zu Besatzung und Widerstand in Frankreich: [www.gedenkorte-europa.eu/content/list/30](http://www.gedenkorte-europa.eu/content/list/30)

**Ulrich Schneider: Die Résistance. Köln: Papyrossa, 2019**

Hermann Unterhinninghofen

### Vom Widerstand der Wenigen

Wolfgang Benz, international anerkannter Zeit- und Historiker und bis 2011 Direktor des Zentrums für Antisemitismusforschung der TU Berlin, stellt in zwölf umfangreichen Kapiteln die Vielfalt der Opposition gegen den Nationalsozialismus vor, vom Widerstand „vor Hitlers Machterhalt“ bis zum Widerstand „in letzter Stunde“. Die unterschiedlichen Ausdrucksformen von Widerständigkeit und Opposition, die Netzwerke und Kommunikationswege der Regimegegner können nicht darüber hinwegtäuschen: Es waren doch nur wenige, die sich dem Nationalsozialismus entgegenstellten und sie waren einsam in ihrer Entscheidung, stets bedroht durch die sie umgebende Gesellschaft. „Die historische Realität war zum erheblichen Teil zuerst durch die Zustimmung des deutschen Volks und dann durch den Terror der NS-Diktatur bestimmt ... Wer sich, aus welchen Motiven auch immer, zum Widerstand gegen das NS-Regime entschloss, wählte die Einsamkeit des Außenseiters und nahm das Unverständnis der Mehrheit auf sich.“

Benz definiert Widerstand als ein Handeln, das aus Überzeugung und Haltung resultiert und – bei aller Ohnmacht und Aussichtslosigkeit – auf eine Überwindung des diktatorischen Systems zielt. Eine solche Präzisierung ist notwendig: Widerstand misst sich so nicht am Erfolg der Handlung, er ist aber entscheidend mehr als „Verweigerung und Selbstbehauptung“, gesellschaftliche Dissidenz oder partielle Distanz.

Ein besonderes Verdienst des Werkes liegt in der Würdigung derjenigen, die lange vor der nationalsozialistischen Machteroberung vor den Gefahren von rechts warnten und bereits in der Weimarer Republik viel riskierten. So dokumentierte der Heidelberger Mathematiker Emil Julius Gumbel nicht nur den Umfang rechtsterroristischer Gewalttaten in den frühen zwanziger Jahren, er konnte auch nachweisen, dass die – in weiten Teilen republikfeindliche – Justiz ausgesprochen milde auf diese Bedrohung der jungen Demokratie reagierte. Oder der Querdenker und Philosoph Theodor Lessing: Als Sozialist, Pazifist und Jude wurde ihm von Seiten der Bildungsbehörden der akademische Aufstieg schwer gemacht. In der Öffentlichkeit durch rechtsgerichtete Medien immer wieder an den Pranger gestellt, war er dem Hass der korporierten, völkischen Studentenschaft ausgesetzt. Lessing wusste, dass er um sein Leben fürchten musste, wenn diese Kräfte an die Macht kämen. 1933 floh er mit seiner Familie nach Prag und fiel doch im August desselben Jahres nationalsozialistischen Attentätern zum Opfer. Andere konnten, wie John Heartfield, durch Flucht ihr Leben retten oder sie wurden im Konzentrations-

lager ermordet: Erich Mühsam wurde 1934 im KZ Oranienburg zu Tode gequält, Hans Achim Litten starb 1938 in Dachau.

Nach der Machtergreifung wurden die politischen Gegner, vor allem die aus der Arbeiterbewegung, in die Folterstätten und frühen Lager verschleppt. Die Arbeiterbewegung, in sich gespalten: Kommunisten und Sozialdemokraten standen sich unversöhnlich gegenüber – die tiefen Verletzungen, das Misstrauen seit der frühen Weimarer Republik saßen zu tief und so blieb die Vorstellung einer Einheitsfront ein Traum. Benz schildert eindringlich diese Machtlosigkeit und berichtet so eher vom Widerstand einzelner, wie dem von Lina und Alfred Haag oder Ludwig Gehm und dem Internationalen Sozialistischen Kampfbund. Mit Mut und Zähigkeit stellten sich diese Frauen und Männer dem Regime entgegen, obwohl sie sich meist keinen Illusionen über ihre eigenen Möglichkeiten, den Erfolg ihres Engagements hingaben.

Wie stand es um die Kirchen? Benz bestätigt das, was die Forschung seit vielen Jahren herausgearbeitet hat: Es gab sehr wohl einen Widerstand einzelner aus christlicher Überzeugung, während die Institution Kirche eine erstaunliche Anpassungsleistung zeigte. Nur die Zeugen Jehovas blieben als Glaubensgemeinschaft in ihrer Haltung und ihrem Handeln konsequent.

Am Beispiel der Roten Kapelle schildert Benz, wie im Kalten Krieg die Erinnerung an den Widerstand gegen das NS-Regime im Sinne des jeweiligen politischen Kalküls in der Bundesrepublik und der DDR funktionalisiert werden konnte. „Das bürgerliche Verdikt über die Rote Kapelle in der Historiographie der Bundesrepublik war inhaltlich der Glorifizierung in der DDR entgegengesetzt, aber ebenso definitiv.“ Bis in die jüngste Gegenwart hielt sich das Klischee, die Rote Kapelle sei eine weitgehend kommunistisch geprägte Widerstands- und Spionageorganisation gewesen. Eine angemessene Würdigung dieser Widerstandsgruppe, die die unterschiedlichen Motive und politischen Vorstellungen ihrer Akteure berücksichtigt, konnte sich so lange Zeit nicht durchsetzen.

Benz geht auch der Frage nach, inwiefern bzw. ob das Handeln derjenigen, die ihre jüdischen Mitbürger vor dem Zugriff des Verfolgungsapparates zu retten versuchten, als Widerstand angesehen werden kann. Juden zu verstecken war ohne Zweifel riskant und bedrohte die eigene Existenz. Allerdings unterschieden sich die Motive der Handelnden: „Glaubt man schlüssige Erklärungen für ein spezifisches Helferverhalten gefunden zu haben, stehen dem immer wieder konträre Beispiele entgegen. ... Die altruistische Persönlichkeit als Idealtypus, durch Erziehung, Bildung, religiöse Überzeugung und Humanitätsideale geformt, nach der die Forscher gesucht haben, um die Retter nach sozialwissenschaftlichen Kategorien auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, gibt es nicht. Schließlich waren auch diejenigen, die sich persönliche Vorteile verschafften (...), Helfer, die Menschenleben retteten oder doch zu retten versuchten. Der Facettenreichtum der Hilfeleistungen lässt sich nicht monokausal erklären. Widerständige Handlungen gegen das NS-Regime waren die Hilfeleistungen für Juden aber auf jeden Fall“. Dieses Argument ist durchaus schlüssig – aber es zeigt auch die analytischen Grenzen jenes Widerstandsbegriffs auf, der das Handeln einer Person mit ihrem intakten politischen oder moralischen „Kompass“ verbindet.

Mit Blick auf die historische Bedeutung des Widerstands kommt Benz zu einem weitreichenden Urteil: „Die vielen Opfer waren nicht umsonst. Im äußeren Sinne blieb der Widerstand erfolglos, denn die NS-Herrschaft brach erst mit der militärischen Niederlage zusammen.

Für den Neubeginn nach dem Zusammenbruch, für eine auf Humanität, Recht und Demokratie gegründete Staats- und Gesellschaftsordnung gehört der Widerstand gegen den Nationalsozialismus aber als Beweis politischer Moral, unter welcher ideologischen Prämisse oder sozialen Voraussetzung er auch geleistet wurde, zu den wichtigen sinnstiftenden Ereignissen der deutschen Geschichte.“

Demokratie ist auf die Menschen angewiesen, die sie verteidigen. In der Weimarer Republik waren es zu wenige, die den Bedrohungen von rechts entgegentraten. „Im Widerstand“ ist auch hierin ein wichtiges und ungemein aktuelles Buch.

**Wolfgang Benz: Im Widerstand. Größe und Scheitern der Opposition gegen Hitler. München: C.H. Beck, 2018**

Bernhard Schütz

### „Frau Architekt“ im Widerstand

Wenn sie gewusst hätte, dass alle immer nur davon reden, hätte sie diese verdammte Küche nie gebaut, gestand sich Margarete Schütte-Lihotzky, österreichische Architektin, Kommunistin und Gestalterin der ersten und wohl berühmtesten Einbausystemküche der Welt mehr oder minder ernstgemeint ein. Zugleich begründete die heute als Stilikone gefeierte „Frankfurter Küche“ aus dem Jahre 1926 ihren Mythos als innovative Impulsgeberin der (Bauhaus-)Moderne, während ihre Biografie als antifaschistische Widerstandskämpferin sowie ihre bis ins hohe Alter von 103 Jahren andauernde treue Mitgliedschaft in der *Kommunistischen Partei Österreichs* (KPÖ) zumeist nur beiläufig Erwähnung findet. Erst in jüngster Zeit wendet sich die Forschung der politischen Figur Schütte-Lihotzky in einem stärkeren Maße zu. Einen ansprechenden Querschnitt aktueller Forschungsprojekte und -fragen zum umfassenden architekturgeschichtlichen und biografischen Nachlass der Österreicherin versammelt nunmehr der vorliegende Sammelband, dessen Beiträge in Folge einer interdisziplinären Tagung im Oktober 2018 an der Wiener Universität für angewandte Kunst entstanden sind.

Aus den versammelten Beiträgen wird deutlich, dass Schütte-Lihotzky sowohl vor als auch nach 1945 in steter Opposition zu allgemein herrschenden Normen, Erwartungen und politischen Schattenwürfen von rechts lebte und mutig Widerstand leistete. Ein Herzstück ihrer Biografie sowie ihrer zahlreichen Beschäftigungsfelder war ihr emanzipatorischer Ansatz, Frauen die Mitsprache in allen Bereichen zu ermöglichen: Während Christine Zwingels Beitrag diesbezüglich einen ersten biografischen Überblick gewährt, zeichnet Sabine Plakolm-Forsthuber Schütte-Lihotzkys Hochschulweg in der Männerdomäne des Architekturstudiums in Wien nach. Erhellend ist zudem Karin Schneiders betont steigend gehaltene Beleuchtung von Schütte-Lihotzkys frauenpolitischem Engagement in/mit der KPÖ, was in utopiegedämpften Umständen der österreichischen Nachkriegsgesellschaft eine gewisse Anpassung an ein familienbetonteres Frauenbild bedeuten musste.

Ein Schlüssel zum Verständnis von Schütte-Lihotzkys Rolle im antifaschistischen Widerstand sowie in den Reihen der kommunistischen Weltbewegung ist ihr wiederkehrendes Lob auf

## Buchbesprechungen

das Kollektiv, sei es nun beruflich im Frankfurter Hochbauamt (vgl. den Beitrag von Claudia Quiring), als Aktivposten in der Gruppe May u.a. beim herausfordernden Aufbau sowjetischer Städte zwischen 1930 und 1937 (vgl. den Beitrag Thomas Flierls) oder im politischen Bereich. Karin Zogmeyers Feststellung, dass das Aufgehobensein im Kreise der KPÖ-Genoss/-innen eine Art „Lebensversicherung“, die Solidarität untereinander eine Selbstverständlichkeit gewesen sei (vgl. S.19), bewahrheitet sich besonders hinsichtlich Schütte-Lihotzkys Aktivitäten als Kurierin der KPÖ, deren Mitglied sie im Jahre 1939 in ihrem türkischen Exil geworden war. Ihre Verhaftung Ende Januar 1941 durch die Gestapo in Wien war durch den Verrat eines Spitzelpärchens in den eigenen Reihen zustande gekommen. Sie führte zur Verurteilung der Kommunistin und ihres Kampagnenpartners Erwin Puschmann (zeitweise Mitglied der illegalen Führung der KPÖ) wegen „Hochverrats“: Schütte-Lihotzky blieb bis Kriegsende im Zuchthaus Aichach interniert, Puschmann wurde bereits im Jahre 1943 hingerichtet – nachzulesen im gut strukturierten Beitrag von Elisabeth Boeckl-Klamper. Ergänzend hierzu lesen sich Antje Senarclens de Grancys Ausführungen zum Verhältnis zwischen Schütte-Lihotzky und dem progressiven österreichischen Architekten Herbert Eichholzer, der unter anderem an ihrer Hinwendung zur kommunistischen Weltanschauung im gemeinsamen türkischen Exil beitrug und als Widerstandskämpfer im Jahre 1943 durch die NS-Diktatur hingerichtet worden war. Mit der Erinnerung an Eichholzer in der Nachkriegszeit habe Schütte-Lihotzky zugleich einen Beitrag zur Bearbeitung ihrer eigenen Lebensgeschichte geleistet, Eichholzer nähme ggf. sogar die Rolle eines „Alter Egos“ ein, wie Senarclens de Grancy schlussfolgert (S. 205f).

Prägend für Schütte-Lihotzkys berufliche und private Entwicklung erwies sich zudem die Ausgrenzung der KPÖ aus Politik und Gesellschaft nach 1945, dessen ideologische Tiefe Manfred Mugrauer in allgemeiner Perspektive zusammenfasst. Die unmittelbaren Konsequenzen für das architektonische Œuvre Schütte-Lihotzkys konkretisiert Carla Abmann hinsichtlich ihrer Rolle als Beraterin der Deutschen Bauakademie der DDR – trotz Sympathien setzte die DDR allerdings bei Planungen von Kindertagesstätten auf eigene, kollektive Ressourcen. Trotz der großen Expertise und innovativen Herangehensweise an die Gestaltung von pädagogischen Einrichtungen von Kleinkindern, so nachzulesen bei Sebastian Engelman und Christoph Freyer, kamen – auch auf Druck von Sozialdemokraten in ihrer Heimatstadt Wien – nur wenige Entwürfe zur Ausführung.

Interessante Perspektiven auf die Erinnerungsarbeit der weltgewandten Architektin und „kommunistischen Kosmopolitin“ (Beitrag Marcel Bois, S. 234) eröffnet die Mitherausgeberin Bernadette Reinhold. Ihr „dritte[s] Leben“, d.h. ihre „Wiederentdeckung“ durch kritische Forscher/-innen ab Ende der 1970er Jahre inklusive vermehrter Ehrung ihres Lebenswerks, habe Schütte-Lihotzky dazu gebracht, aktiv ihre Erinnerungen zu verstetigen unter anderem als „Erinnerungen aus dem Widerstand“ (1985) sowie posthum „Warum ich Architektin wurde“ (2004) – beides geschah in Schütte-Lihotzkys Sinn, dass Erinnern ein gegenwärtig politischer Akt sei (S. 61). Dass die Aktivistin 1996 gegen die KZ-Verharmlosungen des FPÖ-Vorsitzenden Jörg Haider voring, illustriert besagte kämpferische Grundhaltung.

Der thematisch sinnvoll gegliederte Sammelband erweist der kämpferischen Architekt-

tin, Designerin und Kommunistin durch eine gesunde Entmythologisierung (am besten hinsichtlich der „Frankfurter Küche“ ersichtlich) und die kritische Auseinandersetzung mit ihrer Person und ihrer Zeit eine beachtliche Referenz.

**Marcel Bois, Bernadette Reinhold (Hg.): Margarete Schütte-Lihotzky. Architektur. Politik. Geschlecht. Neue Perspektiven auf Leben und Werk. Basel: Birkhäuser Verlag, 2019**

Valentin J. Hemberger

## Bergwandern und Antifaschismus?

Was haben Bergsteigen und Wandern mit antifaschistischer Geschichtsperspektive zu tun, könnte man sich angesichts dieser Rezension fragen. Aber die Antwort ist einfacher als erwartet.

Wandern und Bergsteigen waren schon seit Jahrzehnten Sportarten und Freizeitbeschäftigungen, die auch von kleinen Leuten, Arbeiterinnen und Arbeitern ausgeübt werden konnten. Es bedurfte keiner teuren Sportanlagen und nur weniger – bezahlbarer – Ausrüstungsgegenstände. Während die bürgerliche Jugendbewegung (bündische Jugend) zu Beginn des 20. Jahrhunderts den Bezug zur Natur oftmals gegen die bedrohlich empfundene Großstadt idealisierte, waren Wandern und Bergsteigen aus proletarischer Perspektive die Möglichkeit, dem schweren Alltag in den Fabriken und den gesundheitsschädigenden Arbeitsbedingungen in die freie Natur zu entfliehen. Gerade Bergwandern und -steigen sind zudem Sportarten, die auf kollektives Verhalten, gegenseitige Hilfestellung und Gruppenerfahrungen ausgelegt sind. Für die organisierte Arbeiterbewegung war daher Wandern und Bergsteigen nicht nur eine individuelle Freizeitbeschäftigung, sondern Teil der Arbeiterkultur.

Und so kann es nicht verwundern, dass sich schon früh die Ende des 19. Jahrhunderts gegründeten *Naturfreunde* und später der *Arbeiter Turn- und Sportbund* (ATSB) sowie die davon abgespaltene *Kampfgemeinschaft für Rote Sporteinheit* im Bereich des Bergsteigens und Wanderns engagierten. Diese sportliche Betätigung wurde – oftmals in Auseinandersetzung – mit der bürgerlichen Sportbewegung, wie dem *Deutschen und Österreichischen Alpenverein* (DuÖAV) oder dem *Reichsverband Deutscher Gebirgs- und Wandervereine* organisiert. Wie in den anderen Sportvereinen war damit auch das Wandern und Bergsteigen von den gesellschaftlichen Verhältnissen und politischen Auseinandersetzungen der jeweiligen Zeit massiv beeinflusst.

Als sachkundiger und verdienter Chronist dieser Sportbewegung bezogen auf das Gebiet der Sächsischen Schweiz hat sich Joachim Schindler erwiesen. 1996 erschien der erste Band einer Chronik von 1864 bis 1918, 2001 der Band über die Jahre 1919 bis 1932 und gut fünfzehn Jahre später der dritte Band über die Jahre 1933 bis 1945. Diese materialreiche Darstellung umfasst in chronologischer Darstellung fast 2.500 Einträge sowie weit über 1.000 Fotos und Dokumente. Erwähnt werden in dieser Chronik über 1.700 Personen, die in der Wander- und Bergsteigerbewegung Sächsens eine Rolle gespielt haben.

Zum Einstieg liefert der Chronist für jedes Jahr eine kurze Zusammenstellung zentraler Daten und Fakten der deutschen Geschichte, wobei er – wenn auch insgesamt sehr knapp – für

das Jahr 1933 die zentralen Maßnahmen zur Errichtung und Etablierung der faschistischen Terrorherrschaft benennt. Für die folgenden Jahre fokussiert er seine Einführung auf „überregionale Alpenvereinsfragen“.

Anschließend dokumentiert er in chronologischer Reihenfolge Begebenheiten, Ereignisse und Maßnahmen, die sich auf das Wandern und Bergsteigen sowie auf das Vereinsleben der beteiligten Gruppen beziehen. Dabei ist die Bedeutung der unterschiedlichen Ereignisse eher dem Kenner erschließbar, wenn beispielsweise über gehaltene Vorträge oder die Löschung eines Vereins im Vereinsregister beim Amtsgericht Dresden berichtet wird. Aufschlussreicher für den interessierten Laien sind die abgedruckten Dokumente und Illustrationen, die einen Eindruck vom Denken und der Ikonographie der Bergsteiger-Verbände vermitteln, wenn beispielsweise im Jahr 1936 „Sonnenwende“ thematisiert wird. Die Themen in der Chronologie sind so unterschiedlich, wie es in einem Vereinsleben nur sein konnte. Natürlich zeichnet der Verfasser die Auflösung der *Naturfreunde* und die Selbstgleichschaltung des Alpenvereins im Jahr 1933 nach. Spätestens 1934/35 dominieren wieder Bergsteiger-Probleme, wie Waldsperrungen oder schwere Unfälle sowie Berichte über erfolgreiche Bergtouren. Wie die Sportbegeisterung auch für den faschistischen Krieg genutzt wurde, zeigen abgedruckte Artikel aus den Jahren 1941/42 „Bergsteiger zur Gebirgstruppe“ und „Reichskriegsflagge auf dem Elbrus gehisst“.

Der Nachteil einer durchgehend chronologischen Darstellung liegt auf der Hand. Entwicklungen und Ereignisse mit späteren Folgen finden sich nur „zerstückelt“ in der Präsentation wieder. Um das abzumildern, fügt der Verfasser in den Überblicksseiten bzw. am Ende einer Jahreschronik kurze geschlossene Darstellungen z.B. über die „Arbeit antifaschistischer Widerstandsgruppen mit aktiver Beteiligung sächsischer Bergsteiger“ ein. Dass er dazu über vertieftes Wissen verfügt, zeigt seine 2008 vom AKuBiz herausgegebene Broschüre „Rote Bergsteiger, Unterwegs auf ihren Spuren im Elbsandsteingebirge“, in der er die Vereinigte Kletterabteilung (VKA) und andere Antifaschisten in ihren Leistungen würdigte.

In seinem Nachwort beschreibt Joachim Schindler auch die Probleme der Arbeit. So seien nach 1945 bewusst zahlreiche Quellen und Dokumente vernichtet oder verändert worden, die das Wirken führender Repräsentanten des Sächsischen Bergsteigerbundes innerhalb der faschistischen Strukturen dokumentierten. Zudem musste er in den letzten Jahrzehnten erleben, dass insbesondere der antifaschistische Widerstand in neueren Darstellungen nur noch als Form einer Anmerkung behandelt wurde. Stimmen innerhalb des Verbandes, man könne „über diese Phase der deutschen Geschichte hinwegsehen“, wollte er mit dieser Chronik bewusst entgegenarbeiten.

**Joachim Schindler: Chronik zur Geschichte von Wandern und Bergsteigen in der Sächsischen Schweiz 1933 – 1945. Dresden: Sächsischer Bergsteigerbund, 2017**

Ulrich Schneider

## Mutige und listige Frauen

Nancy Wake, 1943 die meist gesuchte Person in der Region Marseille, gehörte einer französischen Partisaneneinheit an, die mehr als 1.400 deutsche Besatzer tötete. Sie sprang

über der Auvergne mit dem Fallschirm ab und legte einmal 400 km mit dem Fahrrad durch feindliches Gebiet zurück, um neue Codewörter zu beschaffen – und zwar in 72 Stunden. Die jüdische Partisanin Violeta Jakova war 19 Jahre alt, als sie den ultranationalistischen Kriegsmilitaristen Bulgariens, General Christo Lukov, wegen seiner Kollaboration mit den Nazis erschoss. Die Luxemburgerin Yvonne Useldinger druckte im Untergrund Zeitungen und fälschte Pässe. Sie gab selbst dann nicht auf, als sie die Nazis in das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück verschleppten. Dort sabotierte sie als Zwangsarbeiterin die Rüstungsproduktion von Siemens und Halske. Zivia Lubetkin baute Untergrundstrukturen im besetzten Polen auf, gründete die *Jüdische Kampforganisation* (ŻOB) und war Kommandeurin beim Aufstand im Warschauer Ghetto. Nach Wochen erbitterter Kämpfe der Warschauer Jüdinnen und Juden gegen die Nazis war sie unter den wenigen Menschen, die ihr Leben durch eine Flucht in die Abwasserkanäle retten konnten.

Zum 75. Jahrestag der Befreiung vom Faschismus veröffentlicht Florence Hervé bei PapyRossa einen Sammelband, der diese und viele weitere Geschichten von insgesamt 75 Frauen erzählt. „Mit Mut und List“ leisteten sie in ganz Europa Widerstand gegen den Faschismus, die deutsche Besatzung und den Krieg. 24 Autorinnen skizzieren Biografien von ganz unterschiedlichen Antifaschistinnen, die jeweils aus ihrer individuellen Situation heraus agierten und über die ihnen zugeordneten Rollen hinauswuchsen. Aus den vielfältigen Motivationen und Aktivitäten ergibt sich ein weitgefächter Widerstandsbegriff. Der Band entfaltet ein regelrecht spektakuläres europaweites Panorama der Stärke, der Entschlossenheit und des Überlebenswillens.

Die versammelten Frauenporträts führen kapitelweise durch 20 Länder, angeordnet in einer Dreiteilung nach Widerstand im „eigenen“ Land, in den besetzten sowie in den nicht besetzten Ländern. Besonders viele Biografien finden sich dort, wo die Widerstandsbewegungen gegen den Faschismus ausgeprägter waren, wie etwa in Frankreich, in Italien oder in der Sowjetunion, aber auch Länder wie Norwegen oder die Schweiz hat die Herausgeberin bedacht. Jedem Länderkapitel wird ein kurzer Überblick zur jeweiligen historischen Situation vorangestellt. Das ist besonders hilfreich, wenn es um die Länder geht, deren Widerstandsgeschichte bisher weitgehend unerzählt geblieben ist. Teils hätten diese Einleitungen gern noch ausführlicher ausfallen können. Denn trotz des oft postulierten Overloads an Informationen zum Thema Nationalsozialismus dürfte z.B. die Rolle von Widerstandsgruppen in Ländern wie Dänemark oder Rumänien während des Nationalsozialismus nicht zum Allgemeinwissen zählen – erst recht nicht, wenn es dabei um die Frauenperspektive geht. Umso besser, dass weiterführenden Literaturtipps gegeben werden.

Bei den versammelten Biografien handelt es sich überwiegend um konzise Zusammenfassungen bereits veröffentlichter Forschungsarbeiten, und nicht um neue Rechercheergebnisse. Die große Leistung des Sammelbandes liegt in der Auswahl, in der Gewichtung und in der Pointierung der Lebensleistungen der 75 Frauen. In den stark verdichteten biografischen Skizzen geht förmlich eine Frau nach der anderen ein lebensgefährliches Risiko ein, trotz allen Schwierigkeiten, der Verfolgung und der Unterdrückung. Darin liegt die Wucht dieser knapp 300 Seiten, die eben keinen dramatischen Abenteuerroman erzählen, sondern reale Erlebnisse von Antifaschistinnen.

Wegen des klaren Aufbaus und den in sich geschlossenen Biografien eignet sich „Mit Mut und List“ ausgezeichnet als Lese- und Stöber-

buch, dem man von Geschichte zu Geschichte immer neue Aufmerksamkeit schenken möchte. Stilistisch bietet die Lektüre durch die vielen verschiedenen Beiträgerinnen angenehme Abwechslung. Bemerkenswert ist, dass dieser Band sehr viel und dicht erzählt und gleichsam von Vielen gelesen werden kann. Es braucht keine geschichtswissenschaftliche Expertise, kein ausgeprägtes Vorwissen, um sich in die Lebens- und Widerstandsgeschichten hinein zu lesen.

Für den Einsatz in der Bildungsarbeit ist der Band absolut empfehlenswert. Er fordert gerade dazu heraus, vergleichend mit den Biografien zu arbeiten. Das gilt auch für feministische Zusammenhänge und erinnerungskulturelle Projekte: Wer die Rolle von Frauen im antifaschistischen, europäischen Widerstand sichtbar machen möchte und auf Materialsuche ist, wird hier fündig.

Der Band schließt mit Kurzviten des internationalen Autorinnenteams ab, die durch ihre Arbeit „das historische Bild vom antifaschistischen Widerstand um die Frauenperspektive vervollständigen“, so der Klappentext. Ein Umstand fällt auf: Viele der Beiträgerinnen sind in den 1940er und 1950er Jahren geboren worden. Geprägt ist der Band also von der Generation Feministinnen, die es sich als erste zur Aufgabe gemacht hatten, überlebende Widerstandskämpferinnen überhaupt ausfindig zu machen, sie zu befragen und sich für ihre Sichtbarkeit und Anerkennung einzusetzen. Es ist ihnen zu verdanken, dass dieses Wissen heute, „am Ende der Zeitepochen“ in diesem einnehmenden Format zugänglich ist. Mareen Heying (1982) und Tina Berntsen (1984) sind die beiden jüngsten Autorinnen des Sammelbandes und zeigen, dass auch 75 Jahre nach dem Ende Naziherrschaft immer noch Desiderate im Forschungsfeld vorhanden sind. Und dass es nach wie vor ein feministisches Verständnis dafür gibt, wie wichtig es ist, diese Frauen nicht in Vergessenheit geraten zu lassen.

Denn: „Erinnern für die Zukunft. Der Widerstand ist nicht nur Vergangenheit, er setzt sich in der Gegenwart fort“, so zitiert Florence Hervé die „Grande Dame“ der Résistance, Lucie Aubrac. Und gerade die Gegenwart des Jahres 2020, das mit den rassistischen Morden von Hanau begann, wird uns in besonderer Weise herausfordern. Emanzipatorische Werte wie Solidarität, Freiheit und Gleichheit werden gegen reaktionäre und rassistische Positionen zu verteidigen sein. Den nötigen Mut, die Inspiration und die historischen Vorbilder findet man im Sammelband von Florence Hervé.

**Florence Hervé (Hg.): Mit Mut und List. Europäische Frauen im Widerstand gegen Faschismus und Krieg. Köln: PapyRossa, 2020**

Sabine Reimann

## Überlebende als Akteurinnen

Bücher über das Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück existieren in großer Zahl. In einigen wird auch der Blick auf die Häftlinge gerichtet. Vielfach handelt es sich um eindrucksvolle Werke der Frauen, die damit Zeugnis ihres Überlebenskampfes unter den menschenverachtenden Bedingungen eines faschistischen Konzentrationslagers ablegten. Die Geschichte von Ravensbrück war immer ein Verweis darauf, dass die männlich dominierte Sichtweise auf antifaschistischen Widerstand und Verfolgung mindestens eine ebenso bedeutende weibliche

Seite hatte. Seit den 1970er Jahren hatten der Studienkreis Deutscher Widerstand 1933–1945 und Autorinnen wie Hanna Elling, Gerda Zorn, Ursula Krause-Schmitt und Barbara Bromberger einen großen Verdienst daran, dass diese weibliche Perspektive auf Widerstand und Verfolgung sichtbarer wurde. Ihre Arbeit war eng verbunden mit Überlebenden des KZ Ravensbrück wie z.B. Katharina Jacob, Doris Maase, Anne Meier oder Gertrud Müller, um nur einige wenige aus der BRD zu nennen. Sie hatten sich seit ihrer Befreiung und Rückkehr in ihre Heimat 1945 für einen antifaschistisch-demokratischen Neuanfang engagiert und – nach der politischen Restauration im westlichen Teil Deutschlands – für die Bewahrung des politischen Vermächtnisses der Überlebenden von Ravensbrück eingesetzt. Auch in der DDR (Erika Buchmann, Emmy Handke, Ilse Hunger und Rita Sprengel) und in Österreich (Rosa Jochmann) führten ehemalige Häftlingsfrauen diese Arbeit im Sinne der Bewahrung des Vermächtnisses fort.

Nun liegt Henning Fischers umfangreiche Promotionschrift vor, in der er nicht die Geschichte des Konzentrationslagers, sondern die Biografien der Akteurinnen, die sich für die Bewahrung der Erinnerung und des politischen Vermächtnisses einsetzten, in den Mittelpunkt rückte.

Die Gründung der Lagergemeinschaft im Jahre 1945 war verbunden mit zwei Aufgaben, nämlich soziale Hilfe bei der Rückkehr in die Gesellschaft und narrative Vereinheitlichung der Lagergeschichte. Während die sozialpolitische Arbeit für nicht wenige Überlebende existenziell war, sahen die ehemaligen Rote-Winkel-Trägerinnen ihre Tätigkeit auch als wichtigen Beitrag durch gesellschaftliche Aufklärungsarbeit ein politisches „Nie wieder!“ zu erreichen. Das sichtbarste Zeichen dafür war sicherlich das Frauenfriedenstreffen von 1949.

Dabei bestanden zwischen den Überlebenden nicht nur unterschiedliche Formen der Erinnerung, sondern in Folge der Zuspitzungen des Kalten Krieges erfuhren insbesondere die ehemaligen politischen Häftlinge erneute Ausgrenzungen. Dies musste Gertrud Müller, die als kommunistische Widerstandskämpferin in das KZ eingeliefert wurde, schmerzhaft erleben. Durch Anschuldigungen von jüdischen Frauen, die in ihr nur den Kapo gesehen hatten, wurde sie von der Spruchkammer Stuttgart als „Haupt-schuldige“ zu vier Jahren Haft im Internierungslager Ludwigsburg verurteilt. Kein Direktor des IG Farben-Konzerns und nur wenige SS-Verbrecher wurden dieser Kategorie zugeordnet. Erst mit Hilfe ehemaliger Mithäftlinge gelang es, diese Verurteilung aufzuheben und auch weitere Versuche der Staatsanwaltschaft, die Kommunistin zur „Täterin“ zu machen, zurückzuweisen. Dieses Beispiel zeigt, wie das Wirken der Lagergemeinschaft Ravensbrück in den Jahrzehnten sich nicht nur auf das geschichtliche Erinnern bezog, sondern in die gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen eingebunden war.

Der Verfasser verfolgt in seiner Arbeit über die Lagergemeinschaft weniger einen organisationsgeschichtlichen Ansatz. Er geht vielmehr von der sozialen und politischen biographischen Prägung der Protagonistinnen und ihr Handeln in den verschiedenen gesellschaftlichen Phasen der „Verwandlungszone“ und der späteren BRD bzw. DDR aus. Dabei verstanden sich die politischen Ravensbrückerinnen in der BRD als Antipoden einer Entwicklung, in die sie sich trotz politischer Justiz und sozialem Ausschluss gegen NPD und Notstandsgesetze, in der Friedensbewegung und in der historischen

## Buchbesprechungen

Aufarbeitung gemeinsam mit Geschichtswerkstätten aktiv einbrachten.

In der DDR sahen die politischen Ravensbrückerrinnen ihre Aufgabe das „Ravensbrücker Vermächtnis“ zum Teil einer Staatsdoktrin werden zu lassen. Ihr zentrales Anliegen war nach der Auflösung der VVN in der DDR die Schaffung und Ausgestaltung der Nationalen Mahn- und Gedenkstätte und ihre Eingebundenheit in das *Komitee der antifaschistischen Widerstandskämpfer*. Konflikte gab es dabei auch um das gesellschaftliche Narrativ in der Ausstellung. Dass die ehemaligen Häftlingsfrauen durchaus eigene feministische Perspektiven in diese Geschichtsdarstellung bringen wollten, zeigt der Verfasser u.a. an der Arbeit der Dresdener AG Widerstandskämpferinnen.

Die Studie endet mit dem Jahr 1989, wobei das „Fortfolgende“, nämlich das Fortbestehen der gedenkpolitischen Arbeit in ihrer Erweiterung als Lagergemeinschaft Ravensbrück/Freundeskreis für nachgeborene Generationen thesenartig in den Blick genommen wurde.

Dem Autor gelingt es in dieser materialreichen und seriös formulierten Studie „die Überlebenden als Akteurinnen ihres eigenen Lebens und der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts sichtbar“ zu machen. Sie „sahen sich von ihrer Jugend an als Gestalterinnen ihres eigenen Lebens und als aktive Beteiligte den politischen Auseinandersetzungen ihrer Zeit und handelten bis ins hohe Alter dieser Selbstsicht entsprechend“ (S. 497).

**Henning Fischer: Überlebende als Akteurinnen, Die Frauen der Lagergemeinschaft Ravensbrück, Biographische Erfahrungen und politisches Handeln 1945 bis 1989. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, 2018**

Ulrich Schneider

### Die Verfolgung der Juden im Bild

Dieser Bild- und Textband von René Kok und Erik Somers dokumentiert jüdisches Leben in den Niederlanden von Beginn der deutschen Besatzung 1940 bis zur Befreiung 1945. Es ist ein Begleitband zur gleichnamigen Sonderausstellung, die vor Kurzem in der „Topographie des Terrors“ gezeigt wurde.

In zwölf Kapitel unterteilt, kommen uns Opfer und Täter im Bild und mit Namen nahe. Aus keinem anderen von den Nationalsozialisten besetzten Land sind so viele Fotodokumente erhalten wie aus den Niederlanden. Ein großer Teil davon sind private Aufnahmen, andere Pressefotos, später dann von den Deutschen in Auftrag gegebene Bilder. So erhalten die Betrachter einen Einblick in das jüdische Leben vor dem 10. Mai 1940. Neben Familienfotos und Bildern, die den jüdischen Alltag zeigen, ist auch die Ankunft der ersten Flüchtlinge aus Deutschland und Österreich dokumentiert. Späterhin sieht man noch lachende und fröhliche Menschen, auch wenn sie da schon den Judenstern tragen müssen. Wissen sie nicht, was ihnen droht, möchte man fragen. Es folgen Bilder der Demütigungen, Verhaftungen und Abtransporte jüdischer Menschen, veranlasst von den uniformierten Besitzern. Erhalten geblieben sind ebenso Bilder und Filme aus dem

„Polizeilichen Durchgangslager“ Westerbork im Nordosten der Niederlande. Hier überwiegen Aufnahmen des Fotografen Rudolf Werner Breslauer, der mit Frau und drei Kindern im Lager interniert war. Im Auftrag des Lagerkommandanten Albert Konrad Gemmeker hält er mit seiner Kamera das Leben im Lager fest. Seine Bilder zeigen u.a. Jugendliche beim Fußballspiel, Kinder im Schulunterricht, Frauen in der Nähstube. Schon am nächsten Tag konnten etliche von ihnen nach Sobibor oder Auschwitz deportiert werden. Zudem erhält Breslauer den Auftrag, den Alltag im Lager zu filmen. Dieser Film sollte suggerieren, dass es den Insassen dort gut geht. Teile der Filmaufnahmen sind erhalten und später als ‚Westerbork-Film‘ weltbekannt geworden. In der oben genannten Ausstellung werden einzelne Filmszenen gezeigt. Rudolf Werner Breslauer und seine Familie wurden im September 1944 nach Theresienstadt deportiert und wenig später in Auschwitz ermordet. Nur eine Tochter überlebte.

Die zum Teil sehr berührenden Bilder dieses Katalogs können nicht über das Ausmaß der Vernichtung hinwegtäuschen. Bis 1940 lebten 140.000 jüdische Menschen in den Niederlanden. 107.000 wurden bis September 1944 deportiert, veranlasst vom deutschen Sicherheitsdienst unter Beteiligung niederländischer Polizeibehörden. Mindestens 102.000 Männer, Frauen und Kinder wurden ermordet – die höchste Anzahl jüdischer Opfer in Westeuropa.

Auch wenn man keine Möglichkeit haben sollte, diese Ausstellung anzuschauen, lohnt der Erwerb des Katalogs, der auch in Niederländisch und Englisch erhältlich ist. Es ist ein großer Verdienst des *Instituut voor Oorlogs-, Holocaust- en Genocidestudies*, Amsterdam (NIOD) und der *Stiftung Topographie des Terrors* sowie der Autoren René Kok und Erik Somers, die Ausstellung und den Katalog erstellt zu haben.

**René Kok, Erik Somers: Fotografien der Verfolgung der Juden. Die Niederlande 1940 – 1945. Berlin: Stiftung Topographie des Terrors, 2019**

Christiane Bastian

### Paul und der Krieg

In „Paul und der Krieg“ wird sehr eindrücklich die Jugend des 1927 geborenen Paul Haentjes geschildert. Das Buch basiert auf persönlichen Aufzeichnungen, Bildern, Briefen und weiteren authentischen Materialien, die die Autorin, Tochter von Paul Haentjes, zusammengetragen hat. Die Originaldokumente werden erklärt und in den historischen Kontext eingebettet, sodass es den Lesenden möglich ist, am Beispiel des Flakhelfers Paul nachzuvollziehen, was Jugend im Dritten Reich, insbesondere während des Zweiten Weltkriegs, bedeutete.

Der aus Köln stammende Paul ist ein streng gläubiger Junge, dessen komplette Jugend vom Nationalsozialismus und vom Krieg geprägt ist. Es wird sehr deutlich, wie die NS-Führung gezielt versucht, die Jungen für den Krieg zu begeistern und dass Krieg bereits zu ihrem Alltag geworden ist („absolute Normalität“). Mit gerade mal 15 Jahre ist er ab dem 15. Februar 1943 bei der Flak und nach der vierwöchigen Ausbildung überzeugt, „seine Heimatstadt zu beschützen“.

Die kommenden zwei Jahre wird Paul immer mehr aktiv in den Krieg eingebunden. Dem aus einem Bildungsbürgerhaus stammenden Jungen macht vor allem die „Verstörung“ seines Lebens bei der Flak zu schaffen. Er erlebt „das tägliche Einerlei und die Geistlosigkeit des militärischen Drills“, was bei Paul und den anderen Jugend-

lichen zu „einer Mischung aus passivem Widerstand, Dickfelligkeit und emotionaler Abschottung“ führt. Die Kriegswende führt dazu, dass sich die Entlassung aus der Flak immer wieder herauszögert, wobei die danach folgenden Aufgabenfelder wie Reichsarbeitsdienst nicht besonders verlockend sind.

Nach dem Ende der Flak-Zeit im September 1944 betätigt sich Paul als Luftwaffenhelfer-HJ-Kurier, da alle Wehrrüchtigungslager besetzt sind. Bei seiner Rückkehr nach Köln findet er seinen Stadtteil Lindenthal stark zerstört vor, seine Eltern haben die Bombenangriffe glücklicherweise überlebt. Von Köln aus geht es zum RAD nach Bad Zwischenahn in Norddeutschland, wo die jungen Männer laut Paul „zu fanatischen Nationalsozialisten“ erzogen werden sollen. Während dieser Zeit trifft eine Bombe das bereits verlassene elterliche Haus, der Bruder Werner, dem Paul die meisten seiner Briefe geschrieben hat, entkommt dem Bombenangriff nur knapp.

Nach dem RAD wird Paul Rekrut der Luftwaffe, in einer Flak-Ersatzbatterie. Dazu muss er im Frühjahr 1945 nach Weimar, wo er bis zu seiner Kriegsgefangenschaft am 28. April 1945 immer mehr in das unmittelbare Kriegsgeschehen hineingezogen wird. In Naumburg begegnet er Soldaten, die wie er gläubig sind, was ihnen in den Kriegswirren 1945 Halt gibt. Seine größte Sorge ist die Versetzung an die Front, eine sehr wahrscheinliche Gefahr mit geringen Überlebenschancen. Zu dieser Zeit nimmt auch der enge Briefkontakt mit seinen Eltern ab. Paul spielt mit dem Gedanken Fahnenflucht zu begehen, was er aber nicht verwirklicht. Nachdem die Alliierten die Gegend des heutigen Sachsen-Anhalt und Sachsen immer mehr einkesseln, überlässt es der Kompaniechef den jungen Soldaten in Wörlitz, sich den Alliierten zu stellen. Zusammen mit dem ebenfalls 17-jährigen Ulli Heepmann aus Essen gerät Paul in Kriegsgefangenschaft, aus der er nach mehr als zwei Monaten, am 1. Juli 1945, entlassen wird. Das Buch endet mit den Worten „Endlich. Der Krieg ist zu Ende. Nun auch für Paul.“

Dorothee Haentjes-Holländer ist es gelungen, auf sehr anschauliche Weise am Beispiel ihres Vaters das Schicksal der Flakhelferjugend zu verdeutlichen, die nicht das Glück der „späten Geburt“ hatten, sondern direkt in den Krieg hineingezogen wurden. Dabei stützt sie sich auf eine Vielzahl authentischer Quellen wie Briefe, Fotografien und Militärdokumente, die ihr Vater aus dem Krieg aufgehoben hat. Dadurch bekommt man einen sehr persönlichen Eindruck vom Kriegsalltag aus Sicht eines jungen Mannes, der im Nationalsozialismus politisch sozialisiert wurde.

Um den Leser durch die Kriegsjahre 1943 bis 1945 zu leiten, ist das Buch so aufgebaut, dass es einen begleitenden Text gibt, der die konkreten Stationen und den Alltag Pauls im Krieg erläutert. Die authentischen Materialien werden in anderer Schriftart und farblich hervorgehoben präsentiert und kommentiert. Darüber hinaus baut die Autorin auch immer wieder ergänzende, grundlegende Informationstexte über die NS-Zeit ein, wie z.B. über die HJ und den BDM, Goebbels Rede im Sportpalast und die Teheran-Konferenz.

So gelingt es Haentjes-Holländer sehr gut die persönliche Geschichte ihres Vaters in den historischen Zusammenhang einzubetten. Im Rahmen dieser autobiografischen Darstellung gibt es keine grundlegend neuen Erkenntnisse über den ja sehr gut erforschten Zweiten Weltkrieg, was aber auch nicht Ziel des Buchs ist. Vielmehr bietet es sich für die politische Bildungsarbeit an, weil es heutigen Jugendlichen die Jugend und den Alltag im Zweiten Weltkrieg vor Augen führen kann, wodurch sie den Wahr-

des Systems verstehen lernen und dadurch begreifen, wie wenig Spielräume der deutsche Faschismus den Jugendlichen gab, obgleich auch immer wieder Pauls ablehnende Haltung deutlich wird, die sich auf seinen sozial-religiösen Hintergrund zurückführen lässt. Das Buch kann sehr gut im Rahmen einer pazifistischen Erziehungsarbeit und bei der Auseinandersetzung mit dem schweren Erbe der NS-Vergangenheit für die junge Generation im Nachkriegsdeutschland eingesetzt werden, eben weil es nahezu lückenlos zeigt, wie der junge Paul Haentjes dem Krieg begegnet.

**Dorothee Haentjes-Holländer: Paul und der Krieg. Als 15-Jähriger im Zweiten Weltkrieg.** München: arsEdition, 2019

Bertram Noback

## Gewerkschaftspolitische Biografie: Alwin Brandes

Der Sozialdemokrat Alwin Brandes agierte in der Weimarer Zeit als Vorsitzender des *Deutschen Metallarbeiterverbandes* (DMV), führte in der NS-Zeit eines der größten Widerstandnetzwerke in Deutschland und nahm nach 1945 eine "strikt ablehnende Haltung" (S. 30) gegenüber dem *Freien Deutschen Gewerkschaftsbund* und der Führung der *Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands* ein, was auf seine „früheren Erfahrungen mit kommunistischen Gewerkschaftern“ (ebd.) zurückzuführen ist.

Er vertrat gemäßigte sozialistische Ansichten und war mit Hilfe seiner vermittelnden Positionen sein Leben lang erfolgreich. Siegfried Mielke und Stefan Heinz haben nun mit ausführliche Informationen über sein politisches Leben veröffentlicht. Trotz der schwierigen Quellenlage konnte vieles zu seinem Leben aus unterschiedlichen Archiven, Bibliotheken und Institutionen zusammengetragen werden.

Der am 12. Juni 1866 in der sächsischen Gemeinde Groß-Schönau in einer Bäckerfamilie geborene Alwin Brandes erlernte auf Drängen seines Vaters das Schlosserhandwerk. Er qualifizierte sich als Maschinenbauer und ging wie damals üblich auf Wanderschaft. Dabei lernte er seine spätere Ehefrau Minna Bennemann kennen und lieben. 1887 kam die erste Tochter Martha auf die Welt, 1889 wurde geheiratet und 1891 das zweite Kind Minna Else geboren.

Brandes trat 1890 der SPD und vier Jahre darauf „einer Gewerkschaft“ (S. 42) bei. 1900 wurde er zum Geschäftsführer der DMV-Geschäftsstelle Magdeburg gewählt. Diese Stadt war damals ein „wichtiges Zentrum der Metallarbeiterbewegung“ (S. 49). So begann er seine Karriere als „lokaler Gewerkschaftsfunktionär“ (S. 495) und baute eine gut funktionierende Verwaltungsstelle des DMV auf. Er hat sich im Dezember 1917 „vergleichsweise spät der USPD angeschlossen“ (S. 495) und wurde zum „Vorsitzenden des Exekutiv Ausschusses des Magdeburger Arbeiter- und Soldatenrates gewählt“ (ebd.). Als er im Auftrag des bis heute umstrittenen Reichswehrministers Gustav Noske (SPD) im April 1919 verhaftet wurde, kam es in Magdeburg zu gewaltsamen Protesten. Weil die ihm die zur Last gelegten Straftaten aber nicht nachgewiesen werden konnten, musste er nach wenigen Tagen wieder aus der Haft entlassen werden.

Mit der Wiedervereinigung von SPD und USPD 1922 wurde er erneut Mitglied der SPD, gehörte seit der Gründung des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold 1924 dieser „Republikenschutzorganisation“ (S. 202) an und leitete von 1919 bis 1933 mit dem DMV die größte Gewerkschaft des Erd-

balls. Am 20. Juli 1929 legte er den Grundstein zur Errichtung des noch heute bestehenden „Eisernen Hauses“ (S. 184) in der Alten Jakobstraße 148-155 in Berlin. Das Gewerkschaftsgebäude wurde nach der freigewerkschaftlichen Anpassungspolitik an die Nationalsozialisten durch Angehörige der Sturmabteilungen der NSDAP und der NS-Betriebszellenorganisation besetzt. Zeitgleich wurden die Gewerkschaften zerschlagen. In seinem Lebenslauf für die Anerkennung als „Opfer des Faschismus“ schrieb er 1945: „Meine erste Verhaftung erfolgte am 2.5.1933, wie die aller anderen Gewerkschaftsleiter, dauerte jedoch nur 2 Wochen“ (S. 330 f.). Er musste sich täglich bei der Polizei melden. In seinem Haus in Berlin-Tempelhof trafen sich viele ehemalige Funktionsträger des DMV, denn Brandes beteiligte „sich in führender Position an der Bildung eines Widerstandsnetzwerkes von ehemaligen Funktionären und Mitgliedern des DMV“ (S. 501). Er leitete das Netzwerk und gehörte der „illegalen Reichsleitung“ der Gewerkschaften an, die allerdings „kaum Verbindungen in die Betriebe“ (S. 502) hatte. Zum legalen Mantel des Netzwerkes gehörten Klagen früherer Angestellter des DMV gegen die Deutsche Arbeitsfront vor den Arbeitsgerichten auf Zahlung von Gehalt und Rückzahlung der zum Unterstützungsverein des DMV gezahlten Beiträge. Diese Klagen und die damit verbundenen Treffen boten die Möglichkeit, sich auf illegale Tätigkeiten vorzubereiten. Das Zentrum des Widerstandes befand sich in den Verbandsbezirken Berlin, Dresden und Halle. Regionale Widerstandsgruppen existierten in Königsberg, Hamburg, Erfurt, Frankfurt am Main und Stuttgart. Ergänzend sei auf Verbindungen einzelner Funktionäre im Verbandsbezirk Brandenburg und in den Bezirken Breslau sowie Stettin zu Brandes hingewiesen. Die Aktivitäten haben neben dem eigentlichen Aufbau der Widerstandsorganisation in der Sammlung von Berichten, Aufklärungsarbeit sowie Nachrichten- und Literaturtransporten bestanden. Zusammengefasst wurde mit sozialdemokratischen Widerstandsgruppen und ansatzweise mit Mitgliedern des Roten Stoßtrupps/Neuen Roten Stoßtrupps. Brandes hatte schließlich auch Verbindungen zu ausländischen Metallgewerkschaftern und zum Internationalen Metallarbeiterbund.

Am 15. Januar 1935 wurde Brandes erneut verhaftet und nach der Untersuchungshaft in Dresden in das Konzentrationslager Sachsenburg verschleppt. Der 69-Jährige musste in einem Steinbruch schwere Steinbrocken loschlagen, auf Wagen verladen und diese schweren Wagen mit anderen Häftlingen ziehen. In seinem Lebenslauf schreibt er: „Gesundheitlich wurde ich dadurch so mitgenommen, daß ich abends 10 Uhr nur mit Hilfe von Kameraden auf den Strohsack kriechen konnte“ (S. 339). 1937 erfolgte seitens des Reichsanwaltes eine Anklageerhebung vor dem „Volksgerichtshof“. Er kam relativ glimpflich davon und wurde aus Mangel an Beweisen freigesprochen.

Im Unterschied zu seinem umfangreichen gewerkschaftspolitischen Engagement und den Aktivitäten als Reichstagsabgeordneter (1912 - 1918, 1920 - 1924 und 1928 - 1933) hat er „weder in der SPD noch in der USPD bedeutende Parteifunktionen auf regionaler oder Reichsebene“ (S. 500) ausgeübt. In Gleichstellungs- und Geschlechterfragen konstatieren ihm Mielke/Heinz ein „widersprüchliches Verhalten“ (S. 500): Er engagierte sich für bessere Arbeitszeiten der weiblichen Beschäftigten, aber ein in Aussicht gestelltes spezielles Frauensekretariat beim DMV-Hauptvorstand ist „nie realisiert“ (ebd.) worden.

In ihrem Fazit halten Mielke und Heinz fest: „Gewerkschaftsfunktionäre wie Alwin Brandes und andere bedeutende Akteure des

## Buchbesprechungen

gewerkschaftlichen Widerstandes gegen das NS-Regime verdienen es, stärker als bisher in der gewerkschaftlichen und bundesdeutschen Erinnerungskultur gewürdigt zu werden“ (S. 504). Dieser Satz beendet die „gewerkschaftspolitische Biografie“ (S. 13) des 1949 verstorbenen Alwin Brandes und verdeutlicht den hohen Wert der Pionierarbeit der Wissenschaftler für die deutsche Gewerkschafts- und Widerstandsforschung.

**Siegfried Mielke, Stefan Heinz: Alwin Brandes (1866 - 1949). Oppositioneller - Reformler - Widerstandskämpfer. (Gewerkschaften im Nationalsozialismus. Verfolgung - Widerstand - Emigration, Band 9).** Berlin: Metropol, 2019

Kurt Schilde

## Was ist eigentlich „virtuell“ und was „real“?

Das Thema des Bandes kann nur interdisziplinär erfasst werden. Die Beschäftigung mit den praktischen Erscheinungsformen von Digitalität zwingt Geschichtswissenschaft und Geschichtsdidaktik dazu, zunächst medienwissenschaftliche Grundkenntnisse zu nutzen, um sich mit der Qualität der erinnerungskulturellen Phänomene zu befassen, die sich in den digitalen Produkten zeigen. Die einzelnen Beiträge stehen weitgehend jeder für sich. Ich sehe eine enge Verbindung zwischen der grundsätzlichen Darstellung von Habbo Knoch und dem Beitrag über Computerspiele von Nico Nolden. Daher stelle ich diese beiden Beiträge genauer vor. Der Aufsatz von Michele Barricelli und Markus Gloe über digitale 2D/3D-Zeugnisse behandelt eine sehr spezielle Nutzung der digitalen Technik. Sie kommen selbst zu dem Schluss, dass Interaktivität dabei kaum eine Rolle spielt. Die Analyse zu Wikipedia von Peter Hoeres ist ein lesenswerter Beitrag zu einem medientheoretisch gestützten kritischen Verständnis des online-Lexikons. Die weiteren Beiträge des Jahrbuchs behandeln nicht den Schwerpunkt „Virtuelle Erinnerungen“. Sehr empfehlenswert ist die gründliche Literaturübersicht zur „Vergegenwärtigung des Nationalsozialismus in Gedenkstätten“ von Harald Schmid.

Habbo Knoch stellt unter dem Titel „Grenzen der Immersion. Die Erinnerung an den Holocaust und das Zeitalter der Digitalität“ die Nutzung digitaler Technik jeweils in den Kontext von Institutionen und ihren spezifischen technischen Möglichkeiten. Es macht heute keinen Sinn mehr, Video-Zeugnisse auf dem uralten VHS Format und Computerspiele zu historischen Themen so zu behandeln, als hätten sie mehr gemeinsam, als die Tatsache, dass sie auf Vergangenheit Bezug nehmen. Knoch interessiert die Verschiebung der Aufmerksamkeit der Museen und außerschulischen Bildungseinrichtungen bei der Präsentation von Vergangenem weg von der Vermittlung von „knowledge“ hin zu „experience“ (S. 42). Er plädiert dafür, mehr Vertrauen in die Kompetenz und Kreativität der Adressat/-innen zu setzen. Die immer wieder beschriebene Tendenz der virtuellen Realitäten, sich vor die Wirklichkeit zu drängen, nimmt Knoch als Aufforderung, die „limits of representation“ (Lawrence Langer) sichtbar werden zu lassen. Das ist wohl eine zentrale Aufgabe der historisch-politischen Bildung, wobei die Grenze zur Vermittlung von Medienkompetenz flüchtig ist.

## Buchbesprechungen

Bevor er zu diesen Schlussfolgerungen kommt, gibt Knoch einen instruktiven Überblick über die Angebote von Gedenkstätten und Institutionen der historisch-politischen Bildung. Das reicht von didaktisch aufbereiteten online-Plattformen mit Zeugen-Interviews bis zu Datenbanken. Auch die Verwendung digitaler Quellen in Ausstellungen wird an Beispielen beleuchtet. Eine auffällige Verbindung stellt er im Blick auf den Umgang mit Trauer und Tod fest, ein in der Gedenkstättenpädagogik oft unterschätztes Thema. Bislang fällt beim Blick auf die digitale Repräsentation des Holocaust eine Akzentuierung eines „opferbiografischen und emotionalen“ Zugangs auf. Dazu verweist Knoch auf eine „Konvergenz zwischen der Transformation von kulturellen Umgangsformen mit dem Tod und überindividuellen Gedenkpraktiken“, nämlich die Entstehung von digitaler Trauerkultur, „communities of memory“ (S. 36). Hier könnte eine Reflexion über die Formen des Gedenkens ansetzen.

So entstehen im Netz auch in diesem Themenfeld Kommunikationsformen über Vergangenheit, die Knoch erinnerungstheoretisch interpretiert: „Durch dauernde Feedbackschleifen zwischen individuellen und sozialen Gedächtnisprägungen scheint sich die ohnehin auch für das analoge Zeitalter nur typologisch tragfähige Unterscheidung eines ‚kommunikativen‘ und eines ‚kulturellen‘ Gedächtnisses aufzulösen“ (S. 39). Ein Beispiel für die didaktisch weiterführende Nutzung dieser Potentiale sieht er in der Online-Ausstellung [www.dubistanders.de](http://www.dubistanders.de).

Nachdem Knoch viele Fenster geöffnet und die Nutzung neuer Möglichkeiten angeregt hat, macht er am Ende die Türen wieder zu: „Gleichwohl sollte jeder Nutzung von – nicht nur digitalen – Medien im Kontext der Holocaust-Erinnerung eine Durchdringung der kognitiven, emotionalen und moralischen Dimensionen des historischen Gegenstands vorausgehen, um nicht die Verheißungen der Digitalität zum Spielfeld historisch-beliebiger Repräsentationen werden zu lassen“ (S. 44). Wie passt das zusammen? Ein offener Lernprozess muss die „Durchdringung“ des Gegenstandes als Teil des Aneignungsprozesses organisieren. Sonst zerfällt das Lernen in das Eintrichtern und das Spiel – und beides bleibt langweilig.

Nico Nolden gibt „Impulse für den geschichtswissenschaftlichen Umgang mit digitalen Spielen zwischen Geschichtsbildern und Erinnerungskultur“. Das beschreibt gut, was dieser Artikel bietet. Er zeigt vor allem Forschungsdefizite und Desiderate auf. Interessant sind die Grundlinien möglicher interdisziplinärer Forschungsfelder, die dabei erkennbar werden. Vor allem mit den Game Studies, einer in Deutschland erst schwach entwickelte Disziplin, sollte die Geschichtsdidaktik – aber auch die historisch-politische Bildung – kooperieren. Die zur anschaulichen Vorstellung der Forschungsmöglichkeiten kurz skizzierten Spiele machen deutlich, dass die Varianten von historischen Shooting-Spielen bis zu Simulationen von demokratischen Prozessen reichen. Die Erforschung der Performanz verlangt geschichtswissenschaftliche Expertise: „Zwar legen die Entwickler mit einem Wissensangebot und der Anlage des Systems eine gewisse Basis für Deutungen. Letztlich wählen die Spielenden jedoch durch ihr aktives Handeln, welche Bestandteile sie davon wahrnehmen und zu einer individuellen historischen Sinnbildung zusammenfügen“ (105). Es entsteht eine von den Spielenden bestimmte Narration. Sollte das wirklich funktionieren, ist hier eine bei

weitem interessantere Perspektive für das Lernen über Geschichte zu entdecken, als in den starren Verlinkungen von vorgegebenen Fragen und inszenierten Antworten in den 3D-Zeugnissen. Ein gerade neu auf dem Markt verfügbares Beispiel konnte Nolden in dem bereits 2016 erstellten Text nicht behandeln: „Through the darkest of times“ (vgl. hierzu ein Interview mit ihm in der WOZ, 20.2.2020, S. 20/21).

Nolden verweist auf den Arbeitskreis „Geschichtswissenschaft und Digitale Spiele“, der diesen Diskurs unterstützen will. Wie weit das trägt, muss sich erweisen. Seine Dissertation mit dem Titel „Geschichte und Erinnerung in Computerspielen“ ist gerade erschienen.

**Claudia Fröhlich, Harald Schmid (Hg.): Virtuelle Erinnerungskulturen. Jahrbuch für Politik und Geschichte, Bd. 7 (2016–2019). Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2020**

Gottfried Köbler

### Fotos aus Sobibor

Die Autoren führen uns anhand der Biographie und der vor Kurzem aufgefundenen Fotoalben des Johann Niemann aus Völlen im ostfriesischen Emsland über die Kanzlei des „Führers“, drei Tötungsanstalten für Kranke und Behinderte (sog. Aktion T4) in die Nazi-Vernichtungslager Belzec und Sobibor im besetzten Ostpolen. Diese Lager und Treblinka waren Teil der „Aktion Reinhard“ und damit der von der NS-Führung im Herbst 1941 beschlossenen Auslöschung der Juden Europas.

Mordlager: In Sobibor wurden zwischen Mai 1942 und Oktober 1943 etwa 185.000 jüdische Männer, Frauen und Kinder mit Motorabgasen ermordet. Die meisten waren Menschen aus Polen, der westlichen Sowjetunion (heute: Belarus bzw. Ukraine) sowie aus Mittel- und Westeuropa (Deutschland, Frankreich, den Niederlanden, Österreich, Slowakei und Tschechien). Bis auf wenige zur Zwangsarbeit selektierte wurden die Deportierten direkt von der Rampe des Zuges, nachdem sie ihr Gepäck und ihre Kleider abgelegt hatten, die Haare der Frauen abgeschnitten worden waren, durch einen engen Pfad in die Gaskammer getrieben (vgl. Skizze S. 135). Dort wurden sie qualitativ mit Motorabgasen erstickt, ihre Leichen wurden zunächst verscharrt, später verbrannt. Häftlingsaufstand: Bei dem Aufstand der jüdischen „Arbeitshäftlinge“ im Oktober 1943 wurden elf Täter getötet; darunter Johann Niemann, inzwischen stellvertretender Kommandant, der sich gerade eine feine geschneiderte Jacke anschauen wollte. Über 300 der 600 Häftlinge konnten zunächst fliehen, viele wurden anschließend von deutschen Soldaten und Polizisten getötet, manche fanden Schutz in den Wäldern oder bei polnischen Bauern. Bei Kriegsende lebten noch zwischen 50 und 60. Einige blieben zunächst in Polen, viele emigrierten nach Israel oder in die USA.

Das Lager wurde Ende Oktober abgerissen, die Spuren verwischt, zur Täuschung ein Bauernhaus gebaut. Aufbau und Funktion des Lagers, Herkunft und Alter der Opfer, die Methoden des Massenmords, Namen von Tätern und Wachmännern kennen wir vor allem aus Berichten von Überlebenden, manches aus Gerichtsverfahren gegen führende Täter.

Fotos von Tätern: Vom Leben der Täter im und am Rande des Todeslagers gab es keine Bilder. Die Fotos, die der Regionalforscher Hermann Adams bei der Familie Niemann entdeckt hat, helfen, fast alle Täter und einige Wachleute zu

identifizieren, sich eine Vorstellung von ihrem „Privatleben“ zu machen, ihren unspektakulären „geselligen Abenden“, dem eiteln Gebärde von Niemann hoch zu Ross, von den schnatternden Gänsen, die die Schreie der Menschen in der Gaskammer übertönen sollten. „Massenmord und alltägliche Gewalt in Sobibor kommen in der Fotosammlung auf den ersten Blick nicht vor“ (S. 149). Einmal weil striktes Schweigen angeordnet war – Fotos von der Selektion an der Rampe, Laufschrift durch den „Schlauch“, gar von den Gaskammern und Leichenbergen hätten auch den für die „Lieben daheim“ intendierten Eindruck harmloser Arbeit „ganz normaler Männer“ durchkreuzt.

Texte zum Mordlager, den Tätern und Helfern beim Holocaust, der Revolte und dem Ende des Lagers, ein Gespräch mit einem Überlebenden helfen dabei, die Fotos zu decodieren. Ein überzeugendes Buch, Ergebnis langjähriger Auseinandersetzung mit der „industriellen Vernichtung“ der Juden, von Empathie mit den Opfern sowie der vielen Besuche der Überbleibsel der Mordstätten mit jungen und älteren Menschen, nicht zuletzt ein Anstoß, eine (Bildungs-) Reise dorthin zu machen.

**Bildungswerk Stanisław Hantz und Forschungsstelle Ludwigsburg der Universität Stuttgart (Hg.): Fotos aus Sobibor. Die Niemann-Sammlung zu Holocaust und Nationalsozialismus. Berlin: Metropol, 2020**

Hermann Unterhinninghofen

### Eisenbahner im Widerstand

Wenn man über Eisenbahn und Eisenbahner in der NS-Zeit nachdenkt, dann fallen dem interessierten Laien zumeist zwei Extreme ein: Einerseits die verhängnisvolle Rolle der Deutschen Reichsbahn und damit auch deren Beschäftigten bei der logistischen Bewältigung des faschistischen Rassenmordes durch die Massendeportationen in die Vernichtungslager und andererseits die besondere Rolle der *Internationalen Transportarbeiterföderation* (ITF) im grenzüberschreitenden Widerstandskampf.

Die unruhliche Rolle der Deutschen Reichsbahn sei hinreichend bekannt. Das Gleiche gelte nicht für den gewerkschaftlichen Widerstand von Reichsbahnern, formulieren die Herausgeber ihren Ansatz. „Gewerkschaftlicher Widerstand“, so die zentrale These der Autoren, „wird hinsichtlich Umfang und Intensität bisher deutlich unterschätzt“ (S. 14). Dieser These kann der Rezensent nur bedingt zustimmen. Gibt es doch spätestens seit Beginn der 1980er Jahre umfangreiche regionale Veröffentlichungen, in denen der gewerkschaftliche Widerstand immer seinen Platz gefunden hatte. Zuzustimmen ist ihnen jedoch, dass die Gewerkschaften selber sich diesem Thema sehr unterschiedlich genähert haben. Neu ist in der Tat, dass diese Studie auch den Widerstand von kommunistischen, christlichen und Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaftern und aus den Berufsverbänden aufgearbeitet hat.

Die vorliegende Veröffentlichung ist Teil eines über mehr als zehn Jahre laufenden Forschungsprojektes zum Thema „Gewerkschafter/innen im NS-Staat“. Dabei stützen sich die Forschungen auf biografische Vorarbeiten, die bereits Anfang der 2000er Jahre publiziert wurden. Dem Forschungsansatz entsprechend handelt es sich bei diesem Band eigentlich um zwei Bücher, wobei sich die erste Hälfte mit der Organisationsgeschichte und den verschiedenen darin eingebundenen Widerstandskämpfen beschäftigt.



Zum Verständnis liefern die Autoren Hinweise über die verschiedenen gewerkschaftlichen Organisationen innerhalb der Deutschen Reichsbahn [EdED im ADGB], die christliche Gewerkschaft deutscher Eisenbahner, der Allgemeine Eisenbahner-Verband, die Gewerkschaft Deutscher Lokomotivführer und die „Roten Verbände“). Antifaschistischer Widerstand fiel Eisenbahnern deutlich schwerer als anderen Berufsgruppen, waren doch zahlreiche Beschäftigte Beamte und hatten das damit verbundene Bewusstsein verinnerlicht. So erklärte selbst der EdED noch Ende März 1933: „An politischen Machtkämpfen teilzunehmen, steht den Gewerkschaften nicht an“ (S. 60).

Umso bedeutender war die Leistung von Hans Jahn, der vor 1933 als Sozialdemokrat auch Mitglied der *Eisernen Front* war, der – mit Unterstützung von Edo Fimmen – das illegale deutsche Netzwerk der Eisenbahnerwiderstandsgruppe der *Internationalen Transportarbeiterföderation* (ITF) aufbaute. Gut ein Viertel des ersten Teils der Studie bezieht sich auf deren Arbeit. Neu an dieser Darstellung ist insbesondere die akribische Aufarbeitung der Kontroversen zwischen dem *Internationalen Gewerkschaftsbund* (IGB) und dem ITF um die Frage der Führungsrolle im Widerstand und das Verhältnis zwischen Edo Fimmen und Hans Jahn, was nicht unproblematisch war. Illustriert wird dieser Teil durch zwei Dokumente von Hans Jahn über den Stand der illegalen Organisation der Eisenbahner im Deutschen Reich von 1936 und von 1938, die als Faksimile abgedruckt wurden.

In den weiteren Teilen wird über Widerstandnetzwerke berichtet, die bislang keine Erwähnung in der Literatur fanden, und in exemplarischen Studien über die Widerstandsgruppe „Nordbahn“ um Otto Scharfswerd (GDL), über kommunistische Reichsbahner und Widerstandsaktionen in ausgewählten Reichsbahn-ausbesserungswerken werden die Facetten des antifaschistischen gewerkschaftlichen Handelns verdeutlicht. Für zukünftige Forschungen sind die Überlegungen zu „Elementen einer kollektiven Biographie“ (S. 359 ff) sicherlich anregend.

Die zweite Hälfte des voluminösen Werkes beinhaltet den „biographischen Anhang“ für über 350 Funktionäre der Eisenbahngewerkschaften. Zu ihnen wurden Lebensdaten, gewerkschaftliche und politische Funktionen vor 1933, ihr Schicksal in Bezug auf Verfolgung – Widerstand – Emigration, ihre Funktionen nach 1945 sowie Quellen und Literaturangaben aufgelistet. Die meisten von ihnen gehörten dem Einheitsverband der Eisenbahner Deutschlands an und waren sozialdemokratisch bzw. sozialistisch orientiert. Auffällig ist, dass es unter den bei der Reichsbahn Beschäftigten einen größeren Anteil von Mitgliedern des *Internationalen Sozialistischen Kampfbund* (ISK) gab.

Die Biografien zeigen auch, wie sich beim demokratischen Neubeginn nach der Befreiung die in der britischen Emigration geknüpften Kontakte („Landesgruppe deutscher Gewerkschafter“) beim Aufbau der Eisenbahngewerkschaft in den Westzonen niederschlug.

Miehlke und Heinz haben eine materialreiche Untersuchung vorgelegt, die insbesondere mit ihren Biografien Anregungen für innergewerkschaftliche Traditionsbildung liefern könnte. Leider fehlt ein Ortsregister, was für solch einen Ansatz hilfreich wäre.

**Siegfried Mielke, Stefan Heinz: Eisenbahngewerkschafter im NS-Staat, Verfolgung – Widerstand – Emigration (1933 – 1945). [Reihe: Gewerkschafter im Nationalsozialismus, Bd. 7]. Berlin: Metropol, 2017**

Ulrich Schneider

## Bilder und Generationen

Bereits zu Beginn seiner Einleitung stellt Sebastian Schönemann treffenderweise fest: „Obwohl sich die Vergangenheit zeitlich entfernt, rückt sie medial näher und dies insbesondere durch Bilder.“ Dadurch ergibt sich einerseits die Frage, wie wir die Vergangenheit des Nationalsozialismus anhand zugehöriger Bilder deuten, und andererseits, ob hierfür unsere jeweilige Generation und der Ort unserer Sozialisation eine Rolle spielt.

Diesen und anderen wichtigen Fragen widmet sich der Soziologe und Politikwissenschaftler in der Publikation seiner Promotion und legt dar, wie vier verschiedene Gruppendiskussionen jeweils auf Bilder des Holocaust als Gesprächsanreiz reagieren. Dabei gab es kein richtig oder falsch, Schönemann fragte in seiner Ausgangsfrage lediglich, was die Teilnehmer/-innen denken, wenn sie die Bilder sehen. Die Gruppen ergaben sich während des offenen Forschungsansatzes der Grounded Theory und kontrastieren sich durch Alter und deren west- oder ostdeutsche Sozialisation: Die Untersuchungen einer Gruppe führten den Autor zur Gegenüberstellung mit der nächsten Gruppe, die sich durch Alter oder Sozialisation von der vorherigen unterschied. Schönemann verglich per Sequenzanalyse aussagekräftiger Gesprächsabschnitte die einzelnen Gruppendiskussionen miteinander und gelangte dadurch zu gruppenübergreifenden Generalisierungen. Entscheidend ist, dass der Autor die Erfahrungshintergründe der Betrachtenden im Umgang mit der Vergangenheit hervorhebt und sich deren Rezeption und Kommunikation durch Bilder widmet. Schönemann sieht hierbei davon ab, die Entstehung und den Gebrauch der Bilder hervorzuheben, obgleich er sie kurz umreißt. Eindrücklich ist hierbei, wie der Autor den Wandel des Umgangs mit Fotografien seit der Befreiung durch die Alliierten in den folgenden Jahrzehnten darlegt.

Dabei versteht Schönemann Bilder nicht als informativ aufgeladene Einheiten, sondern als Symbole, die durch die wiederholte Verbreitung einen sozialen Bedeutungszuwachs erfahren und auf dessen Grundlage über die Sinnleere der Vernichtung des Holocaust kommuniziert werden kann.

Das entscheidende Ergebnis von Schönemanns Untersuchung ist seine Typologie, in der er nach der Abstraktion der einzelnen Fälle die Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Bildrezeption darlegt. Dadurch gelangt er zu drei hervorzuhebenden Vergleichen: Erstens die Zeitgebundenheit des Deutens und Sehens, spricht der Einfluss, den die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Generation auf die Rezeption hat. Zweitens die Symbolische Kommunikation, womit dargelegt wird, dass die Bilder eine symbolische Kommunikation über das Unbegreifliche und das nicht Mitteilbare des Nationalsozialismus ermöglichen. Drittens zeigt die Analyse der Rezeption die Kulturbedeutung und Wirkung der Bilder. Damit legt Schönemann den sozialen Sinn der Bilder dar, diese als Anstoß für die Artikulation von Trauer o.ä. zu verwenden.

Interessant ist, dass die älteste Gruppe, deren Teilnehmer/-innen während des NS-Regimes oder kurz nach 1945 geboren wurden, sehr wenig auf die Bilder und den Nationalsozialismus eingeht und sich fast ausschließlich auf Erinnerungen im Umgang mit der Geschichte in ihren Familien beruft (Schönemann sieht die Fotografien von dieser Gruppe als „biografisch vereinnahmt“). Die Gruppe der jüngsten Versuchsteilnehmer/-innen hingegen, die den Nationalsozialismus oder ihre unmittel-

## Buchbesprechungen

baren Folgen in den 1950er Jahren nicht selbst erlebten und alle zu Beginn der 1990er Jahre geboren wurden, beschäftigen sich intensiv mit den Bildern selbst. Sie suchen „nach einem Berührungspunkt mit der Geschichte“. Die Gruppenteilnehmer/-innen betrachten Bilder als historisches Zeugnis oder sie widmen sich deren Ästhetik.

Die Publikation ist insbesondere vor dem Hintergrund eines sich generativ wandelnden Umgangs mit Bildern über den Holocaust lesenswert. Sie belegt, dass das Deuten und Sehen von Bildern zeitgebunden ist. Viele Bilder des Nationalsozialismus erleben in abgewandelter Form im Internet eine Renaissance, aber nicht im Kontext eines betroffenen Erinnerens, sondern durch die zynische Verspottung des Holocausts (vgl. Jelena Jazo: Postnazismus und Populärkultur: Das Nachleben faschistoider Ästhetik in den Bildern der Gegenwart. Bielefeld 2017), u. a. durch politisch rechte Akteure. Schönemanns Studie verweist darauf, wie die jüngste Gruppe besonders auf Fotografien angewiesen ist, um sich dem Nationalsozialismus zu nähern, da ihnen direkte Bezüge zu dieser Zeit fehlen. Jüngere Menschen sind dadurch leicht beeinflussbar: Sollten die Bilder in einen anderen Kontext gesetzt werden, besteht die Gefahr, dass eine junge Generation den Nationalsozialismus anders wahrnimmt und sich deren Sinnstrukturen über die Vergangenheit ändern.

Die jüngste Gruppe in Schönemanns Arbeit engagierte sich gesellschaftspolitisch und studierte Geschichtswissenschaften. Daher kann die Studie auch als Impuls für weitere Forschungen dienen: So könnte untersucht werden, wie geschichtsverdrossene Bild-Rezipierende auf visuelle Impulse reagieren.

**Sebastian Schönemann: Symbolbilder des Holocaust. Fotografien der Vernichtung im sozialen Gedächtnis. Frankfurt: Campus, 2019**

Niklas von Reischach

## Häftlinge in frühen Konzentrationslagern

Der von Jörg Osterloh und Kim Wünschmann herausgegebene Sammelband, vereint 16 Beiträge, die in vergleichender Perspektive wissenschaftliche Forschungsergebnisse zu verschiedenen Häftlingsgruppen und deren Wachpersonal in den frühen Konzentrationslagern bilanzieren sowie Forschungsperspektiven aufzeigen. Sämtliche Beiträge verfolgen einen exemplarischen Zugang, indem unterschiedliche Einzelbiografien beleuchtet werden, zugleich aber auch immer die Gesamtheit der Häftlinge Beachtung findet. Gerade das exemplarische Vorgehen mit einem Rückbezug zu bereits geleisteten Forschungsarbeiten verdeutlicht vorhandene Desiderate und ermutigt zur weiteren Erforschung. Exemplarisch werden hier zwei Beiträge in den Fokus gestellt, die sich mit bisher eher vernachlässigten Häftlingsgruppen befassen:

Stefan Hördler betritt mit seinem Beitrag zu Nationalsozialisten als KZ-Häftlingen, den sogenannten „Gefallenen“, also NSDAP-Mitgliedern, die aus unterschiedlichen Gründen mit der Partei oder dem NS-Regime in Konflikt geraten waren, Neuland; handelt es sich hierbei doch um eine bisher kaum erforschte Häftlingsgruppe. Er wählt einen kollektivbiografisch-akteurszentrierten Untersuchungsansatz, um den Fragen nachzugehen, wer als „Gefallener“ inhaftiert wurde,

welche Gründe es für Inhaftierungen gab und ob eine Reintegration in die „Volksgemeinschaft“ vorgesehen war. Dieser Beitrag versteht sich als Anregung zur weiteren Erforschung und insbesondere zu einer systematischen Untersuchung dieser Häftlingsgruppe. Hördler legt zunächst den Fokus auf SS-Angehörige, die zuvor selbst Dienst in einem KZ geleistet hatten. Seine Untersuchung ist die einzige dieses Sammelbandes, die den zeitlichen Rahmen überschreitet und die Zeit bis Oktober 1939, also bis zur Einrichtung einer Sonderstrafgerichtsbarkeit der SS und der Polizei, in den Blick nimmt. Die Bestrafung von Nationalsozialisten unterlag einer großen Willkür. Dies machen auch die gewählten Beispiele deutlich: Während der Kommandant des KZ Buchenwald, Karl Otto Koch, wegen Korruption hingerichtet wurde, wurde der Schutzhaftlagerführer Hans Aumeier für das Führen schwarzer Kassen nicht belangt, stattdessen sogar befördert. In der Phase der Formierung und Ausschaltung der Konkurrenz von 1934 bis 1936 lagen komplexe und vielfältige Motive zur Bestrafung von Nationalsozialisten vor. Man wollte Kritiker, Widersacher, Konkurrenten und Geheimnisträger, aber auch persönliche Feinde ausschalten. So fand die größte Verhaftungswelle Ende Juni/Anfang Juli 1934 im Rahmen der „Säuberungsaktionen“ nach dem angeblichen „Röhm-Putsch“ statt. Hierbei wurden überwiegend Angehörige der SA verhaftet, alleine im frühen KZ Columbia-Haus auf dem Tempelhofer Feld in Berlin nahmen die Nationalsozialisten 240 „Gefallene“ gefangen, von denen 60 ins KZ Lichtenburg überstellt wurden. Nach 1936 ist eine Systematisierung der Bestrafungspraxis zu erkennen. Entlassungs- und Haftgründe waren hier vor allem die Begünstigung von bzw. das Sich-Einlassen mit Häftlingen oder SS-schädigendes Verhalten. Die Haft sah man als zeitlich befristete „erzieherische“ Maßnahme. In der meist zwischen drei und sechs Monaten andauernden Haft wurden die „Gefallenen“ bevorzugt als Funktionshäftlinge eingesetzt und dienten so

nicht selten als verlängerter Arm der SS in den Häftlingsgruppen.

Auch Oliver Gaida widmet sich in seinem Beitrag einer Häftlingsgruppe, die bis auf wenige Studien bislang kaum erforscht wurde. So behandelt er die Verfolgung von sogenannten „Asozialen“ in der Zeit zwischen 1933 und 1937. Dass diese Gruppe bisher kaum Beachtung fand, könnte Gaida zufolge an der regional unterschiedlich ausgeprägten Verfolgung liegen, bestanden doch große Unterschiede darin, wer zu diesem Feindbild zählte. Exemplarisch betrachtet Gaida die Situation in Berlin, da die Entwicklungen in der Hauptstadt wenig beachtet wurden, jedoch für die Nationalsozialisten von besonderer Bedeutung waren. Der Beitrag versucht, den Kreis der als „asozial“ Stigmatisierten genauer zu bestimmen, indem er folgende Fragen ins Zentrum stellt: Wer wurde aufgrund dieses Feindbildes verfolgt und welche Maßnahmen wurden hierzu ergriffen?

Deutlich wird, dass das Feindbild der „Bettler“ von Beginn an zur NS-Propaganda gehörte. Bereits 1933 wurden über 10.000 „Bettler“ im gesamten Reichsgebiet verhaftet und erhielten Haftstrafen von mehreren Wochen. Bis zur zentral organisierten Verfolgung, wie insbesondere durch die „Aktion Arbeitsschau Reich“ 1938, war das Vorgehen gegen „Asoziale“ durch lokale Behörden organisiert. Die Kooperation mehrerer beteiligter Institutionen ermöglichte den Aufbau eines breiten Netzes der Verfolgung. Gaida verdeutlicht die Verfolgungsmaßnahmen exemplarisch am Arbeits- und Bewahrungshaus in Berlin-Rummelsburg. Die Arbeitshäuser verfolgten eine abschreckende Wirkung, den Zwang zur Arbeit, zugleich aber auch eugenische Maßnahmen wie ein Fortpflanzungsverbot, das durch strikte Geschlechtertrennung und Zwangssterilisationen umgesetzt wurde. Setzten die Nationalsozialisten in den Arbeitshäusern die Ideen der Sozialdisziplinierung insbesondere durch den Zwang zur Arbeit um, boten die frühen Kon-

zentrationenlager vollkommen neue Räume der Gewalt und Rechtsfreiheit. So kommt Gaida zu dem Schluss, dass Arbeitshäuser eine Art „Vorhof“ zu den Konzentrationslagern darstellten.

Ein zentraler Untersuchungsgegenstand Gaidas ist die Zusammensetzung der Häftlingsgruppe der sogenannten „Asozialen“. Er zeigt auf, dass keine einheitliche Definition von „Asozialität“ vorliegt. Meist finde man in Quellen Aufzählungen und bewusst dehnbare Formulierungen, wie z.B. „Bettler“, „Zigeuner“, „Trinker“, „Berufs- und Gewohnheitsverbrecher“ u.v.m. Spätestens im Vorfeld der Olympischen Spiele 1936 weiteten die Nationalsozialisten die Stigmatisierung auf Verhaltensweisen aus, die als sexuell oder politisch abweichend galten. Gaida verdeutlicht, dass gerade die Gruppe der verhafteten „Stricher“ die unterschiedlichen, ineinandergreifenden Verfolgungsmotive sichtbar macht. So galten „Stricher“ nicht nur als „nicht erziehbar“, sondern zugleich als „arbeitssscheu“ und „sexuell auffällig“. Auch wenn kaum Selbstzeugnisse von den als „asozial“ Stigmatisierten vorliegen, gilt es laut Gaida, durch weitere Forschungen, das stereotype Bild dieser Gruppe zu widerlegen und somit die Schicksale dieser wenig beachteten, vielleicht sogar oft vergessenen Häftlingsgruppe aufzuzeigen. Solche Forschungsarbeiten können einen Beitrag dazu leisten, dass die Stigmatisierung der „Asozialen“ nicht weiter fortwirkt, deren Anerkennung als Opfer des Nationalsozialismus fraktionsübergreifend von den Abgeordneten des Bundestages (mit Ausnahme der AfD-Fraktion) 75 Jahre nach dem Ende der NS-Diktatur im Februar 2020 beschlossen wurde.

Jörg Osterloh, Kim Wünschmann (Hg.): „... der schrankenlosesten Willkür ausgeliefert“. Häftlinge der frühen Konzentrationslager 1933–1936/37. Frankfurt am Main: Campus, 2017  
Cornelia Dold

## Wieder gelesen

### Harry Mulisch: Das Attentat

„Erst wenn es wieder Adolfs gibt, haben wir den Zweiten Weltkrieg hinter uns“ (S. 19), stellt der Erzähler in Harry Mulischs Roman „Das Attentat“ fest. Auch wenn der Zweite Weltkrieg beendet ist, ist dieser für die Hauptfiguren des Romans alles andere als vergangen. Sie kämpfen sich durch das Spannungsfeld von Erinnern und Vergessen, von Unschuld, Schuld und Verantwortung und leuchten dabei ein Bild der traumatisierenden Auswirkungen der deutschen Besatzung in den Niederlanden in den Jahren 1940 bis 1945 aus.

Ausgangspunkt des erstmals 1982 auf niederländisch erschienenen Romans ist der Januar 1945: „Fast ganz Europa war befreit, feierte, aß, trank, liebte und begann, den Krieg allmählich zu vergessen, aber Haarlem glich von Tag zu Tag mehr einem grauen Schlackeklumpen, der aus dem Ofen gezogen worden war zu einer Zeit, als es noch Kohlen gegeben hatte.“ Hier lebt Anton Steenwijk mit seinem Bruder und seinen Eltern an einer

Landstraße in einer Siedlung mit vier eng beieinander stehenden Häusern. Sechs Schüsse zerreißen plötzlich die Nacht. Fake Ploeg, Polizeioberinspektor und „der große Mörder und Verräter von Haarlem und Umgebung“ (S. 23) wird von Angehörigen des niederländischen Widerstands vor dem Haus von Antons Nachbarn Korteweg exekutiert. Da Ploegs Leiche von den Nachbarn – aus Angst vor Repressalien – vor das Haus der Steenwijks gelegt wird, wird Antons Leben aus den Angeln gehoben: Sein Bruder versucht, die Leiche wieder zu entfernen und flieht mit der Pistole des ermordeten Ploeg. Der Bruder und seine Eltern werden vor Ort exekutiert und das Haus der Familie abgebrannt. Der überlebende Anton, zwölf Jahre alt, wird verhaftet. Ohne es zu wissen, begegnet er in der Gefangenschaft der Widerstandskämpferin Trude Coster. Sie hat das Attentat auf Ploeg verübt. Anton kommt schließlich zu seinem Onkel und seiner Tante nach Amsterdam.

An diese Ereignisse schließt Mulisch vier weitere „Episoden“ an, welche die Leserinnen und Leser in die Jahre 1952, 1956, 1966 und 1981 führen. Anton will vergessen und die Vergangenheit hinter sich lassen. „Laß uns aufstehen und nie mehr darauf zurückkommen. Es gibt nichts klarzustellen, wirklich nicht. Was geschehen ist, ist geschehen. Mich bedrückt nichts, glaub mir, es ist über 20 Jahre her. Ich habe Frau und Kind und eine gute Stellung, alles in Ordnung“, sagt er an einer Stelle des Romans (S. 116). Sein gewählter Beruf – Anästhesie-Arzt – ist hier sicherlich ein bewusst gewähltes Symbol des Autors. Trotz seiner Distanzierung wird Anton immer wieder in den „Tunnel der Vergangenheit“ (S. 114) hineingezogen. In jeder der genannten Episoden wird Anton mit Personen und Geschehnissen aus seiner Vergangenheit konfrontiert. 1952 ist er erstmals wieder in Haarlem und kehrt zu seinem ehemaligen Zuhause, dem Ort seines Traumas zurück. Dort begegnet er dem Nachbarn Beumer und sieht erstmals das Denkmal, das an die Widerstandsaktion und an die Opfer der deutschen Rache erinnert. 1956 begegnet